



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die moldauisch-byzantinische Baukunst

Romstorfer, Karl A.

Wien, 1896

Einleitung.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-68777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-68777)

EINLEITUNG.

In Byzanz, der glanzvollen Hauptstadt des oströmischen Reiches, spross aus den Resten der verfallenen antiken Kunst Roms eine junge Pflanze, die, sich in ihrer neuen Sphäre eigenartig entwickelnd, bald zu einem lebensfrischen, mächtigen Baume heranwuchs. Seine herrlichste Frucht zeitigte dieser bereits vor der Mitte des 6. Jahrhunderts in dem Werke Antheimios' von Tralles und Isidoros' von Milet: »der bewundernswürdigen, unübertroffenen Hagia Sophia«. — Weit hinaus in alle Lande und nach jeder Richtung der Windrose hin verbreiten sich seine Äste und Zweige, die Jahrhunderte hindurch voll des Segens sind. In Armenien, Grusien und Georgien, in Thracien und Macedonien, in Griechenland mit dem Kunstcentrum am heiligen Athosberge, in Italien, Syrien und Spanien, sowie an den Mittelmeerküsten Afrikas, überall erstehen Denkmäler des byzantinischen Stiles, welcher freilich von localen Factoren mehr oder weniger beeinflusst wird. Selbst in Central-Europa beseelt sein Geist, vornehmlich während der Zeit der Kreuzzüge, die Kunst, in bedeutendem Maße wenigstens die Kleinkünste. Allerdings schreitet die Entwicklung in den verschiedenen Ländern nicht gleichmäßig fort, aber stets gelangt sie, vielfach infolge politischer Umwälzungen, zu einem gewissen Stillstande, hier früher, dort später.

Einer der jüngsten Zweige des byzantinischen Stiles entfaltete sich erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts, und zwar in den ehemaligen Donaufürstenthümern, insbesondere in der Moldau, und trug bis ins 18. Jahrhundert hinein bescheidene, aber eigenartige Früchte; seinem Verbreitungsgebiete entsprechend, wird man diesen Stil am besten als »moldauisch-byzantinischen« bezeichnen. Noch jünger ist der kirchliche Baustil in Russland, welcher ebenfalls der byzantinischen Kunst entstammt. In den Süden dieses Landes, Dank der Ausbreitung des orthodoxen Glaubens, eingedrungen, verpflanzte er sich bald auch in die nördlichen Gebiete Russlands. Er entfernt sich am weitesten von den Formen des alten Stiles, indem er dieselben in oft willkürlicher, dem Organismus des Bauwerkes nicht entsprechender Weise verändert. Noch gegenwärtig hält seine Weiterentwicklung, influenziert durch den Stil der neben ihm herrschenden Renaissance, an.

Wir besitzen nun über die byzantinischen Denkmäler einzelner der genannten Länder mehr oder weniger ausführlich gehaltene Arbeiten*) oder es erscheint doch der Stil derselben in den architekturgeschichtlichen Werken berücksichtigt. Über die Kirchen der ehemaligen Moldau, zu welcher das heutige österreichische Kronland Bukowina gehörte, finden wir nur einzelne geschichtliche Daten publiciert**); auf den eigenartigen

*) F. Kanitz: »Serbiens byzantinische Monumente« mit 12 Tafeln, Wien, 1862; K. v. Berg: »Die Ruinen der armenischen Königstadt Ani«, in »Vom Fels zum Meere«, 1886; M. Scherwinski: »Die Baukunst in Georgien«, mit 11 Tafeln, in der »Allgemeinen Bauzeitung«, Wien, 1891; Dr. H. Brockhaus: »Die Kunst in den Athosklöstern«, mit 31 Tafeln, Leipzig, 1891; L. Reissenberger: »Die bischöfliche Klosterkirche von Curtea de Argeş«, Wien, 1867; »Biserica episcopala a mănăstirii Curtea de Argeş«, Festschrift, herausgegeben zur feierlichen Einweihung der restaurierten Kirche, Bukarest, 1886; Constantin Erbicănu: »Istoria Mitropoliei Moldaviei și Sucevei și a Catedralei mitropolitane din Iași«, Bukarest, 1888, u. a. Vergl. auch: M. L. Ackner: »Die römischen Alterthümer und deutschen Burgen in Siebenbürgen«. Aus dem ersten Bande des Jahrbuches der k. k. Centralcommission, Wien, 1857; ferner: »Dr. J. Strzygowski: »Das Etschmiadzin-Evangelium«, Wien, 1891 und »Drei Wochen auf der Halbinsel Sinai«, welche Reisebeschreibung Erzherzog Otto von Österreich 1895 in Druck legen ließ.

**) F. A. Wickenhauser: »Die Urkunden des Klosters Moldawitz«, Wien, 1862; »Geschichte und Urkunden des Klosters Solka«, Czernowitz, 1877; »Molda oder Beiträge zur Geschichte der Moldau und Bukowina«, 4 Bändchen, ebenda, 1881 bis 1891; W. Schmidt: »Suczawa's historische Denkwürdigkeiten«, Czernowitz, 1876; E. Melhisedec: »O visita la căteva mănăstiri și biserici antice din Bucovina«, Bukarest, 1885; D. Pappasoglu: »Istoria fondării oraşului Bucureşti, capitala regatului Român, de la anul 1330 până la 1850«, Bukarest, 1892.

Stil derselben hat erst Oberbaurath Josef Hlávka in einer Abhandlung aufmerksam gemacht*). Der Genannte nahm Studien in mehreren Bukowiner Klosterkirchen vor, um typische Stilformen an dem von ihm mit großer Pracht ausgeführten, leider bisher nicht publicierten griechisch-orientalischen erzbischöflichen Residenzgebäude in Czernowitz zu verwerthen.

Das große Interesse, das die mittelalterlichen Denkmäler der Bukowina von jeher in mir erregt hatten, war Ursache, dass mich das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht im Jahre 1887 nach Rumänien entsendete und mir so die Möglichkeit bot, den Zusammenhang der hiesigen byzantinischen Bauten mit denen in dem letztgenannten Lande kennen zu lernen. Die zweifellose Nothwendigkeit, die Entwicklung der moldauisch-wallachischen Kunst an dem Mutterstile zu studieren, führte mich bis Constantinopel, sowie der Wunsch, auch Einblick in die russische Bauweise zu gewinnen, nach Süd-Russland. Meinen ausführlichen Reisebericht nahm das Ministerium mit Anerkennung zur Kenntnis und forderte mich im Wege der k. k. Central-Commission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmäler auf, den die Bukowina speciell betreffenden Theil desselben für die »Mittheilungen« der genannten Commission auszuarbeiten**). Über den moldauisch-byzantinischen Stil im allgemeinen oder über einzelne Baudenkmale in der Bukowina schrieb ich in der Folge Abhandlungen, beziehungsweise Monographien***). Im Nachstehenden will ich versuchen, den zu erörternden Baustil in kunsthistorischer Hinsicht zur Darstellung zu bringen. Als Grundlage dient mir der oberwähnte Reisebericht; zahlreiche technische und photographische Aufnahmen, welche ich mittlerweile machte, sowie weitere einschlägige Studien bieten mir eine willkommene Ergänzung zu demselben. Hie und da benützte ich für die Zeichnungen fremde Aufnahmen, in welchen Fällen ich indess nicht verabsäumte, jeweilig die Quelle anzugeben. Dass die Arbeit noch manche Lücke aufweist, und dass insbesondere von den historischen Daten nicht alle auf Unanfechtbarkeit Anspruch erheben können, möge durch die nicht unerheblichen Schwierigkeiten in der Sammlung und Sichtung des Materials, beziehungsweise in den zur Verfügung stehenden, sich nicht selten widersprechenden Angaben seine Entschuldigung finden. Trotz der jetzt nicht behebbaren Mängel wollte ich aber mit der Publication vorliegender Arbeit nicht mehr zurückhalten, damit die nicht uninteressante Bauweise bald in weiteren Kreisen bekannt werde; die Arbeit soll gleichzeitig Fachgenossen zu eingehenden Studien anregen und zur Wiederbelebung des in Rede stehenden Stiles beitragen. Durch zwei von mir bereits in dieser Stilart ausgeführte kirchliche Bauten in der Bukowina und in Rumänien †)

*) »Die griechisch-orientalischen Kirchenbauten in der Bukowina« in »Österreichische Revue«, Wien, 1866.

**) Derselbe, von 57 Abbildungen begleitet, ist eben erschienen.

***) Publiciert sind bisher: »Typus der Klosterkirchen in der Bukowina«, mit einer Tafel (Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1890); »Baudenkmale in der Bukowina« (»Wiener Zeitung«, Nr. 13 bis 15, 1890); »Einwölbung und Dachform der moldauischen Kirchen aus dem 14. bis in das 18. Jahrhundert« (»Österreichische Monatschrift für den öffentlichen Baudienst«, mit zwei Abbildungen und einer Tafel, Heft 10, 1895); »Die alte griechisch-orientalische Kirche in Revna«, mit Abbildungen (»Mittheilungen der k. k. Central-Commissions«, 1891); »Die griechisch-orientalischen Pfarrkirchen in Solka und Arboara«, mit einer Tafel (ebenda, 1892); »Die griechisch-orientalische ehemalige Klosterkirche in Woronetz«, mit einer Tafel (ebenda, 1894). Unter der Presse befinden sich: »Das ehemalige Kloster Watra-Moldawitz«, mit acht Abbildungen; »Die griechisch-orientalischen Kirchen zu Radautz und Badutz«, mit einer Tafel.

†) »Grufkapelle der Familie Ritt. v. Tabora in Repužnitsa«, mit zwei Tafeln (»Allgem. Bauzeitung«, 1892); »Griechisch-orientalische Kirche in Simionesci bei Roman«, mit zwei Abbildungen (»Österr. Bautechniker-Zeitung«, Nr. 1, 1892).

glaube ich den Beweis erbracht zu haben, dass der moldauisch-byzantinische Baustil mit seinen interessanten Constructionen und ansprechenden, reizvollen Details einerseits eine Neuerstellung verdient, dass er sich aber andererseits auch den durch die Zeitläufte geänderten Verhältnissen, sowie den modernen technischen Fortschritten leicht und ungezwungen anpassen lässt.

Historische Entwicklung der Donau-Fürstenthümer.

Wie die örtlichen Verhältnisse, wie Religion, Sitten und Gewohnheiten eines Volkes auf die Formgebung und Ausgestaltung seiner Bauten, insbesondere aber aller Kunstdenkmale bestimmend sind, so üben hierauf auch die geschichtlichen Ereignisse des Landes, die innere und äußere Politik desselben, sowie der Verkehr seiner Bewohner mit den Nachbarvölkern einen gewissen Einfluss aus. Es wird deshalb nothwendig sein, in kurzen Umrissen wenigstens, die historische Entwicklung der Donau-Fürstenthümer, sowie das wichtigste über das kirchliche Leben daselbst kennen zu lernen.

Die Vorgeschichte des Landes, das einen Hauptbestandtheil der römischen Provinz Dacien bildete, ist überreich an wechselvollen, hauptsächlich durch die Völkerwanderung bedingten Ereignissen. Die hier sesshaft gewesenen Ostgothen wurden durch die Hunnen und, im Gefolge der letzteren, durch Alanen und Slaven verdrängt; später hausten daselbst die Avaren, die bald den Bulgaren zinspflichtig und, im 11. Jahrhundert, von den Kumanen verdrängt wurden. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts verließ König Andreas II. dem Deutschen Ritterorden Besitzungen im südlichen Siebenbürgen, dem sogenannten Burzenlande, um hiemit Ungarn gegen das zuletzt genannte Volk zu sichern. Es ist wahrscheinlich, dass dieser Orden, wie von mancher Seite behauptet wird, behufs Erreichung des angedeuteten Zweckes kleinere oder größere Befestigungen an den Grenzen gegen Kumanien, so in Neamtz, Suczawa, Sereth, Hotin und Czernowitz angelegt hat, welche freilich in nachmaligen Zeiten bedeutende Veränderungen oder Erweiterungen erfuhren. Vielleicht hat zur Herstellung einzelner dieser Sicherungsanlagen später auch der Johanniter-Orden beigetragen, dem Bela IV. (im Jahre 1247) das Land Kumanien als Lehen übermachte, in dessen nachhaltigen Besitz die Johanniter allerdings nicht, der zu jener Zeit in großer Übermacht aus Asien heranstürmenden Mongolen wegen, kommen konnten.

In den gegen andrängende Völker gut geschützten, hochgelegenen Gebieten Siebenbürgens hatte sich aber mittlerweile ein eigenartiges Mischvolk aus den Resten der römischen Besatzungen und Colonisten, sowie aus slavischen Stämmen kräftig entwickelt, das den Namen »Wallachen« erhielt, sich selbst aber als »Rumini« bezeichnete. Als nun die nach Ungarn und Deutschland vorgedrungenen Mongolen nach der Schlacht bei Liegnitz, im Jahre 1241, sich allmählich wieder gegen Asien zurückzogen, drang der Herzog Radul Negru mit einem Heere aus den transylvanischen Alpen in die ziemlich verödete Donaubene und gründete daselbst ein Fürstenthum, das sich südlich bis an die Donau erstreckte, sich aber andererseits zwischen dem Sereth und der Aluta und bald über letzteren Fluss hinaus ausdehnte. Die Hauptstadt dieses wallachischen Fürstenthums, das sich abwechselnd die Oberhoheit der Polen und Ungarn oder der Pforte gefallen lassen musste, war ursprünglich Câmpulung in der Wallachei, später (1290 bis 1431) Argeş und (bis 1445) Tergovişte.

Mit Hilfe der Marmaroscher Rumänen, unter Anführung ihres Wojwoden Dragosch, schlugen Ludwig I. Heere, vor der Mitte des 14. Jahrhunderts, die neuerdings nach Europa eingedrungenen Tataren — wie dieser gefürchtete mongolische Stamm gewöhnlich hieß — sieghaft zurück. Dragosch besetzte nun, unter der Oberhoheit Ungarns, einen Theil des von dem vertriebenen Volke innegehabten kumanischen Landes. Von dessen Sohne Gyula-Sas ist bekannt, dass er in der alten Handelsstadt Sereth residierte, woran noch heute der Saskaberg, auf welchem seine Burg stand, erinnert. Dieser Landverweser wurde indes vom Marmaroscher Wojwoden Bogdan vertrieben, der den mit Erfolg vertheidigten Besitz als unabhängig von Ungarn erklärte und derart das selbständige Fürstenthum Moldau, von den Türken Bogdania genannt, begründete.

Von den weiteren, wechselvollen politischen Ereignissen dieser zwei Länder, welche einen schützenden Wall gegen das Vordringen des Mohammedanismus nach dem christlichen Europa, gleichzeitig aber auch einen Zankapfel für die sie umgebenden Reiche bildeten, wodurch sie, sowie durch vielfache Thronstreitigkeiten, in fast ununterbrochene Kriege verwickelt wurden, sei nun noch im wesentlichen, und zwar der Vollständigkeit halber bis in die neueste Zeit herauf, berichtet.

Schon Mircea I. (1389 bis 1419) stellte die Wallachei unter türkische Oberhoheit und musste sich den von den Polen unterstützten Gegenwojwoden Dan gefallen lassen. Mircea vertrieb ihn zwar, gerieth aber, wie sein Nachfolger Dan II., mit den Türken wiederholt in Kriegshandel. Auch Dan IV. operierte gegen die Türken, indem er an Hunyad Hilfstuppen sandte, worauf Soliman die Wojwodschaft der Wallachei an Vlad III. übertrug. Nach dessen Ermordung, im Jahre 1477, eroberte der moldauische Wojwode Stephan der Große die Wallachei, setzte in diesem Lande den Bojaren Szepel ein, welcher es aber bald wieder unabhängig machte. Sein zweiter Nachfolger, Radu der Große, schuf Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verfassung und hinterliess das Land seinem Sohne Michael I., der, als grausam bekannt, nach zehnjähriger Regentschaft, im Jahre 1510, vertrieben wurde. Dracu V. Bassarab, die türkische Souveränität wieder anerkennend, wurde im Jahre 1529 von den Bojaren hingerichtet; ihn rächte sein Nachfolger, indem er im darauffolgenden Jahre eine große Zahl von Bojaren ermorden ließ.

Dem Fürsten Michael III., dem Tapferen (1593 bis 1601), dessen prächtiges Reiterstandbild Bukarest ziert, war es nach einem mit Sigmund Bathory und dem moldauischen Wojwoden Aron gegen die Türken unternommenen glücklichen Kriegszuge, und zwar nach der Schlacht bei Hermannstadt und der Vertreibung des Wojwoden Jeremias Mogila aus dessen Burg Suczawa, gelungen, die Wallachei, Siebenbürgen und die Moldau auf kurze Zeit zu vereinigen. Er befestigte Bukarest, wurde aber später durch Verschwörer ermordet. Mathias I. (1627 bis 1654) gründete in Bukarest die erste rumänische Druckerei und schuf Gesetzbücher; Şerban Cantacuzino (1679 bis 1688) berief griechische und deutsche Gelehrte, ließ die Bibel ins Rumänische übersetzen und errichtete das erste rumänische Collegium in seiner Residenzstadt.

Die Moldau besaß, des lebhaften Durchzugshandels zwischen dem Oriente und dem nördlichen Europa wegen, von jeher eine gewisse Bedeutung. Als sich dieser, sowie der eigene Handelsverkehr auch gegen Siebenbürgen und Ungarn hin entfaltete, überflügelte die diesfalls geographisch günstiger gelegene Stadt Suczawa das alte Sereth. Aus diesem Grunde verlegte — etwa im Jahre 1388 — Bogdan's vierter oder fünfter Nachfolger, der Wojwode Peter II. (Muschat) seine Residenz in dieses neue und wichtige Handelsemporium, das bald auch die Hauptzollstätte des Landes wurde. Vielleicht hatte übrigens vor Peter schon der lithauische Königssohn Georg Koriatowicz oder Juga I., der als Wojwode genannt wird, hier, wo er vergiftet worden sein soll, seinen Sitz. Peter II. Nachfolger, Roman I. und Stephan II., huldigten Polen, um sich der ungarischen Oberhoheit zu entziehen. Während seiner langjährigen Regierung, 1401 bis 1433, gab Alexander der Gute dem Fürstenthume Moldau eine staatliche Verfassung und erließ ein moldauisches Gesetzbuch; er gründete die Metropole Suczawa und brachte die in Trapezunt erworbenen Gebeine des heiligen Johannes Novi, denen er bis Jassy entzog, in die Metropolitankirche; später rief er die Bisthümer Radautz und Roman ins Leben.

Nach mehreren, sich gegenseitig den Thron streitig machenden Wojwoden gelangte, mit Hilfe des wallachischen Fürsten Vlad III., Stephan V. der Große zur Herrschaft (1457 bis 1504). Vierzig Jahre lang, erzählt die Sage, regierte er, er focht vierzig blutige Schlachten aus und errichtete vierzig Kirchen. Thatsächlich erreichten seine Kriege die Zahl 36, und nur zwei hievon fielen für Stephan unglücklich aus. Im Jahre 1467 besiegte er Mathias Corvinus, der Roman verbrannt hatte, bei Baia und unternahm zwei Jahre später einen Rachezug nach Siebenbürgen, der mit der Einnahme der Burgen

Ereignissen
gegen das
christlichen
die sie um-
sch vielfache
e verwickelt
ar der Voll-
erichtet.

Wallachei unter
Polen unter-
cea vertrieb
II., mit den
V. operierte
ppen sandte,
an VI a d III.
eroberte der
ie Wallachei,
lcher es aber
olger, Radu
gebung und
Michael I.,
entschaft, im
sarab, die
n Jahre 1529
folger, indem
Bojaren er-

1593 bis 1601),
war es nach
en Wojwoden
schen Kriegs-
nd und der
dessen Burg
d die Moldau
t, wurde aber
1627 bis 1654)
rei und schuf
1688) berief
Rumänischen
Collegium in

Streit zwischen
on jeder eine
ene Handels-
entfaltete,
legene Stadt
egte — etwa
Nachfolger,
n dieses neue
die Haupt-
as vor Peter
s Rumänien
owicz oder
o vergiftet
r, Roman I.
ungarischen
en Regierung,
Fürstenthume
moldauisches
und brachte
gen Johannes
Metropolitan-
d Roman ins

ron streitig
wallachischen
r Herrschaft
age, regierte
htete vierzig
Zahl 36, und
sch aus. Im
Roman ver-
später einen
e der Burgen

Ciceu und Baltu endigte. Im Jahre 1470 fiel er in die Wallachei ein, woselbst er früher schon die Festungen Chilia und Akjerman erobert hatte, verwüstete Braila und besiegte das verbündete Heer der Wallachen und Türken, welch letztere ihn aber, 1476, schlugen und Suczawa in Brand steckten. Im Jahre 1484 musste er Chilia und Akjerman räumen, erzielte aber zwei Jahre darauf bei Skeia einen Sieg über das siebenbürgische und türkische Kriegsvolk. Vergebens belagerte König Albrecht im Jahre 1497 mit zahlreichen Streitkräften und 400 Reisigen der Marienburger Deutschen Ritter die Burg Suczawa; Stephan schlug ihn mit türkischer Hilfe im Hlibokaer Walde und verheerte im nächsten Jahre zahlreiche Städte bis gegen Lemberg. Wiederholt auch warf er eindringende Tataren und Kosaken zurück. Sein Reiterstandbild schmückt den Platz vor dem Regierungsgebäude in Jassy.

Stephan's Sohn Bogdan III. der Einäugige (1504 bis 1517), welcher der Türkei huldigte, setzte die Streitigkeiten mit Polen fort, belagerte Lemberg und erzielte große Beute; unter ihm drangen wiederholt Tataren ein, die, 1510, unter anderem Jassy verwüsteten. Sein Nachfolger, Stephan VI. der Grausame, endete nach zehnjähriger Regierung durch Gift. Gute Eigenschaften werden auch Peter V. Raresch nicht nachgerühmt, der mit etwa zweijähriger Unterbrechung, von 1527 bis zum Jahre 1546 als Fürst residierte. Viermal fiel er in Siebenbürgen ein, wo er Bistritz und einige Burgen eroberte. Dahin floh er, als (1538) die Türken heranzogen und Jassy und Suczawa verbrannten. Grausam erwies sich namentlich sein zweiter Sohn Stephan VIII. Raresch, der von 1551 bis 1552 den Thron inne hatte, gegen die zahlreichen armenischen Handelsleute Suczawa's*); er wurde von seinen eigenen Bojaren ermordet.

Alexander IV. Lopuşnean musste dem durch die Türkei unterstützten Jacob Heraclides Despota weichen, welch letzterer indes durch Stephan Tomşa eigenhändig niedergemacht wurde, als er, aus der Burg Suczawa reitend, sich Tomşa unterwerfen wollte; aber auch letzteren ereilte bald sein Geschick, indem er, 1564, in Lemberg hingerichtet wurde. Nun kam Alexander IV. zum zweitenmale auf den Thron, den er von Suczawa nach Jassy verlegte. An Stelle des alten Residenzschlosses daselbst erhebt sich heute der Justizpalast.

Es folgte nun eine Reihe von Wojwoden, von denen wieder einige eines unnatürlichen Todes starben, bis unter Jeremias Mogila (1594 bis 1606), wie bereits erwähnt, der wallachische Fürst Michael III. die Moldau vorübergehend mit der Wallachei vereinigte. Nach Alexander Mogila werden, 1616, beide Fürstenthümer unter dem wallachischen Wojwoden Radul, dem Nachfolger Michael's, zum zweitenmale vereinigt, bis im Jahre 1619 die Pforte den Gaspari Graţianu mit der Moldau belehnt. Dieser, sowie die nachfolgenden Wojwoden, regieren sämtlich nur ein oder ein paar Jahre, bis auf Basil Lupul, welcher, von 1634 bis 1654, hierin eine Ausnahme machte. Von ihm wird erzählt, dass er einen besonderen Reichtum und große Pracht entfaltete, gleichzeitig aber auch die Wissenschaften und die Kunst beschützte; er ließ den Leib der heil. Paraskewa von Elibator aus Constantinopel nach Jassy bringen. Stephan XI. Georg, welcher mit Hilfe polnischer und ungarischer Truppen das durch Kosaken und Tataren vertheidigte Schloss Suczawa einnahm, überlieferte den gefangenen Basil Lupul dem Sultan, der ihn erdrosseln ließ.

Im Jahre 1686 fiel König Sobieski in die Moldau ein, plünderte Jassy und verbrannte die alte Metropole zu den drei Kirchenlehrern in Jassy, sowie das Kloster Golia, weil man ihm die Kirchenschätze, sowie den Leib der heil. Paraskewa nicht ausfolgen wollte.

Die Fürsten- oder Hospodarenwürde wurde nun zu Beginn des 18. Jahrhunderts seitens der Türkei, welcher es gelang, die Oberherrschaft über beide Länder nahezu vollständig zu erlangen, abwechselungsweise jenen griechischen — späterhin auch einheimischen — Emporkömmlingen verliehen, welche hiefür den

) Vergl. das epische Gedicht des Diacons Minas aus Tocai über die Verfolgung der Armenier in der Moldau im Jahre 1551, ins Deutsche übertragen von Demeter Dan, Czernowitz, 1804.

höchsten Tribut entrichteten. Nach der Vorstadt Constantinopels Phanar, die sie bewohnten, erhielten sie später den Namen Phanarioten. Stephan III. Cantacuzino, den der Sultan im Jahre 1716 tödten ließ, war der letzte, theilweise noch unabhängige Wojwode der Wallachei, Michael Rakowitz a der letzte in der Moldau gewesen. Die Phanarioten mussten selbstverständlich, um die Mittel zur Aufbringung des Tributes und sonstiger Geschenke an den Sultan und einzelne hohe Würdenträger zu erlangen, trachten, sich in ihrer Stellung als Hospodare möglichst lange zu behaupten, und, um hieraus wohl auch noch Gewinn zu ziehen, hohe Steuern ausschreiben, welche das ohnehin nicht reiche Land noch mehr verarmen ließen; der Ungerechtigkeit und Willkür aber wurde in jener Zeit Thür und Thor geöffnet. Dass hiedurch auch die Künste und Wissenschaften litten, ja bald vollständig darniederlagen, ist einleuchtend. Einzelne Einsichtsvollere unter ihnen, so Gregor Ghika, welcher eine Geschichte der Moldau zusammenstellen ließ, Johann Stourdza u. a. hatten doch nicht die Macht, die den Ländern verursachten Schäden wieder gutzumachen.

Rivalitäten, namentlich zwischen Russland und der Türkei, führten zu neuerlichen, vielfachen Kämpfen. An die ersten Feindseligkeiten erinnert der Colţea- oder Schwedenthurm in Bukarest, welchen die Soldaten des mit den Türken verbündeten Königs Karl XII., der im Jahre 1710 in Bender ein festes Lager bezogen hatte, nach seinem Rückzuge errichteten; auch die Erbauung des Klosterthurmes in Suczawa wird den Schweden zugeschrieben. Eine Zeit lang hatte Österreich das Banat von Craiova (die kleine Wallachei) besetzt, 1775 erhielt es die Bukovina. In den Jahren 1789 bis 1791 finden wir Bukarest in den Händen österreichischer Truppen. Nach dem Frieden von Jassy, 1792, kam das Land bis zum Dniester an Russland, auch musste sich später der Sultan die Schutzherrschaft des Zaren über die Moldau und Wallachei gefallen lassen, und es durften sich diesseits der Donau Türken nicht mehr ansiedeln. — Beim Aufstande Ypsilant's, im Jahre 1822, erstürmten die Türken Jassy; im Jahre 1848 wurde Bukarest von türkischen Truppen gestürmt; 1849 setzte die Pforte über Veranlassung Russlands die Hospodare Demeter Stirbei und Gregor Alexander Ghika, ersteren in der Wallachei, letzteren in der Moldau ein, und erst 1851 verließen die Russen wieder das Land.

Die nach dem Krimkriege abermals das Land occupierenden russischen Truppen mussten bald wieder einer österreichischen Besatzung weichen. Infolge des Pariser Friedens, 1856, räumten die Österreicher Jassy und Bukarest und die Hospodare wurden vorübergehend durch türkische Kaimakams oder Verweser ersetzt. Verhandlungen zwischen den europäischen Großmächten führten zur Wahl des Obersten Cusa zum Hospodar, der im Jahre 1859 unter dem Namen Alexander Johann I. die Regierung übernahm, 1861 die Begründung des einheitlichen Staates Rumänien proclamierte, 1864 die Säcularisation der Klostergüter zu Gunsten des Staates genehmigte, 1866 aber abdanken musste. Zum Fürsten wurde nun Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen gewählt, der, wie bekannt, bald in den letzten russisch-türkischen Krieg verwickelt, nach ruhmvollen Siegen die vollständige Unabhängigkeit, allerdings unter gleichzeitiger Übergabe Bessarabiens gegen die Dobrudscha, für sein Land erreichte, dessen gesetzgebende Körperschaften ihm, 1881, die Königskrone, gefertigt aus dem Stahle einer dem Feinde bei Plewna abgenommenen Kanone, aufs Haupt setzten.

Die griechisch-orthodoxe Religion.

Das Toleranz-Edict Constantin des Großen vom Jahre 313, als Folge des unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes erfochtenen Sieges über Kaiser Maxentius, sicherte dem Christenthume im ganzen römischen Reiche eine rasche Verbreitung; die neue Lehre fand aber auch bald bei anderen Völkern Eingang, so bei den Gothen bereits im 4., in Armenien im 5., bei den Chazaren der Krim im 9. Jahrhundert. Zu dieser Zeit predigten die Brüder Cyrillus und Methodius mit großem Erfolge den Bulgaren und später bekanntlich den Mähren das neue Evangelium, während wir im 10. Jahrhundert auch in Ungarn, Polen und Russland das Christenthum finden.

Im 13. Jahrhundert bestand schon in Kumanien ein unter Gregor IX. gegründetes, unter ungarischer Ägide stehendes Bisthum, das indes den Mongolenstürmen weichen musste. Zur Zeit des Wojwoden Latzko, der, nach der Mitte des 14. Jahrhunderts, selbst den römisch-katholischen Glauben annahm, wird durch Urban V. in Sereth ein katholischer Bischof eingesetzt; die Bisthumskirche, sowie das zu eben dieser Zeit in Sereth bestandene Dominikanerkloster sind heute verschwunden. Das Bisthum verlegte der Wojwode Alexander der Gute, der, wie früher schon erwähnt, die griechisch-orthodoxe Metropole in Suzawa und griechisch-orthodoxe Bisthümer in Radautz und Roman gründete, nach Bakau^{*)}. Auf diese Weise war der lateinischen Kirche hier zu Gunsten der orthodoxen der Lebensnerv unterbunden. Letztere ist gegenwärtig vom Constantinopler Patriarchat vollständig unabhängig. Die Synode der rumänischen Landeskirche besteht aus dem Erzbischofe und Metropoliten von Ungro-Vlachien, Primas von Rumänien, mit dem Sitze in Bukarest, dem Erzbischofe von der Moldau und dem Districte Suzawa mit dem Sitze in Jassy, sechs wirklichen und acht Bischöfen in partibus. In der Bukowina bildet, nach der im Jahre 1781 erfolgten Verlegung des Radautzer Bisthums nach Czernowitz und Erhebung desselben im Jahre 1870 zum Erzbisthume und zur wirklichen, der serbischen und rumänischen koordinierten Metropole, der Erzbischof das Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Kirche, dem die Bischöfe in Zara und Cattaro unterordnet sind.

Die politische Trennung des Orientes vom Occidente war es hauptsächlich, welche auch die Trennung der katholischen Kirche in die lateinische und griechische herbeiführte. Schon im 5. Jahrhundert entstanden Lehrstreitigkeiten. Auf ihrer Synode vom Jahre 692 sprach die griechische Kirche ihrer Geistlichkeit das Recht der Verchelichung vor der Ordination zu. Die der lateinischen Kirche durch den Bischof Photius und in der Folge durch den Patriarchen Michael Cäularius gemachten Vorwürfe trennten beide Kirchen noch mehr, so dass selbst nicht die Kreuzzüge vom 11. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts gegen die muhamedanische, sowohl die abendländische, als die morgenländische Kirche schädigende Herrschaft eine Einigung herbeizuführen vermochten. Für die orthodoxe Kirche gilt nun das vom Kiewer Metropoliten Petrus Mogilew im Jahre 1642 verfasste Glaubensbekenntnis.

Die morgenländische, auf der ganzen Balkanhalbinsel, in Russland und in Kleinasien verbreitete Kirche stellt den Altar hinter eine mit drei Thüren versehene und mit Bildern reich geschmückte Wand (Ikonostasis oder Bildträger). Die religiösen Übungen erstrecken sich vielfach auf Verlesungen von Gebeten und auf Responsorien. Das Messopfer begleiten Sängerköre; Orgelspiel und Instrumentalmusik sind, gleichwie die Ausschmückung des Gotteshauses mit figuraler Plastik, verpönt. Anzahl, Vertheilung und Inhalt der Ikonostasenbilder sind ziemlich strenge vorgeschrieben.

Kloster- und Kirchengründungen.

Der Morgenländer war von jeher der treueste Beschützer seiner Religion; bei ihm artete sie oft sogar in Fanatismus aus. Einerseits neigte er gerne dem beschaulichen Leben hin, andererseits ward er aber nicht selten der erbitterteste Feind der Fremdgläubigen. Zur Zeit, als das Christenthum im Oriente Eingang fand, waren deshalb die Anhänger desselben fortwährenden Verfolgungen ausgesetzt. Sie suchten, um letzteren zu entgehen und ihren Andachten möglichst ungestört nachkommen zu können, sichere Verstecke in den unwirtlichsten Gegenden auf, verleugneten aber auch, wenn sie in die Hände der Verfolger geriethen, nur selten ihren Glauben und erduldeten oft freudig Martern und Tod. Auf diese Weise entwickelte sich am Balkan, in Serbien, Griechenland und Kleinasien, namentlich in Armenien, Grusien und Georgien das Einsiedler- und Mönchsleben bald zu einer hohen Blüte. Wir finden aus diesem Grunde die ersten Skits, Klöster und Kirchen in Schluchten versteckt oder auf felsigen, schwer zugänglichen Höhen errichtet. Sie gewinnen Ansehen und Ruhm; die alten geweihten Stätten gelten als besonders geheiligt; die Mönchsvereine vergrößern sich; sie erhalten Unter-

^{*)} Von da kam es 1751 nach Sniatyn, wurde aber 1785 aufgelöst.

stützungen und Geschenke von vielen Seiten, damit man für das Seelenheil der Spender Gebete verrichte. Fürsten insbesondere, den zunehmenden Einfluss und die Macht einzelner Klöster wahrnehmend, werden deren Protectoren und beschenken sie mit kostbaren Einrichtungsstücken für das Gotteshaus, statten sie mit verschiedenen Rechten aus und verleihen ihnen ausgedehnten Landbesitz. Auf diese Weise gelangen einzelne Klöster zu großem Reichthume, und man war nun bedacht, die bewegliche Habe, namentlich die Kirchenschätze und die Kleinodien gegen räuberische Überfälle zu sichern, in ähnlicher Weise, wie man bereits im Alterthume die auf geschützten Punkten angelegten Tempel und die sonstigen geheiligten Stätten mit entsprechenden Sicherungsanlagen — starken Ringmauern, Thürmen etc. — versah, und wie dies späterhin ja u. a. auch in Deutschland, namentlich seit Heinrich dem Finkler und in dem »burgenreichen« Siebenbürgen durch die deutschen Einwanderer geübt wurde, welch letztere ihre Gotteshäuser als feste »Kirchburgen« errichteten. Die durch das Kloster, später aus politischen und strategischen Gründen in der Regel durch die Landesfürsten selbst ausgeführten, gesicherten Anlagen benützten nun diese mit Vorliebe als Begräbnisstätte für sich und für ihre Familie, und derart erlangte das Kloster oder die Kirche eine besondere Wichtigkeit.

So war es auch in den Donaufürstenthümern, einschließlich der Bukowina. Gar manche Sage über Klostergründungen knüpft an Einsiedler und manche entlegene Gegend im Gebirge führt noch heute den Namen »Zahastria« (Einsiedelei), so im Dragoschathale oberhalb des Dörfchens Dragoscha, dann im oberen Putnathale u. dgl. Das alte Kloster Woronetz beispielsweise soll seine Entstehung dem Eremiten Daniel verdanken, der am Abhange des gegen Gurahumora zu gelegenen Falkensteins in einer aus dem Felsen gemeißelten Zelle hauste. In der Nähe des Klosters Putna besteht ferner ein künstlich ausgehöhlter Fels unter dem Namen Kilia în peatră, welcher über einer kleinen Zelle einen, den griechisch-orthodoxen Kirchen genau nachgebildeten, Pronaos, Naos und Sanctuarium enthaltenden Raum besitzt.

Außer den im Oberlaufe von Gebirgsbächen angelegten Klöstern finden wir solche auch auf kuppenförmigen, leicht zu vertheidigenden Anhöhen errichtet. Die alte Metropole in Suzawa verdankt wohl letzterem Umstande ihre Lage und bekanntlich sind auch die um Jassy herumgelegenen Kuppen mit alten Klöstern besetzt.

Sehr häufig sind die Fürsten selbst die Gründer neuer Klöster und Erbauer der Kirche, sowie der festungsartig angelegten Klosterhöfe; oft haben sie bestehende Klöster an einen günstiger situirten nahen Ort übertragen und sie bei dieser Gelegenheit entsprechend vergrößert. Vielfach erfolgten derartige Gründungen als Ausfluss eines frommen gläubigen Sinnes oder in Erfüllung eines Gelöbnisses, wohl auch als Sühne für gethane Ungerechtigkeiten und Greuel, und wohl häufig zu dem hauptsächlichsten Zwecke, in der Klosterkirche die ewige Ruhestätte zu erhalten. Solche Klöster wurden nicht nur, einschließlich der Kirche, aufs beste fortificatorisch eingerichtet, sie wurden auch, um den Bestand derselben und namentlich der Begräbniskirche auf alle Zeiten zu sichern, reich bestiftet, u. zw., wie die bezüglichen Urkunden in der Regel lauten: »zu Ehr und Preis Gottes des Herrn und des Erlösers Jesus Christus und für die Seelen der Vorfahren und Eltern, für die eigene Gesundheit und Seligwerdung, für die Gesundheit und Seligwerdung der Kinder u. s. w.« Um die Einkünfte des Klosters sicherzustellen, übermachte man demselben nicht nur Felder, Wiesen, Waldungen und Fischteiche, sondern schenkte ihm hörige Dörfer in großer Zahl und leibeigene Zigeunerfamilien und stattete es mit der Gerichtsbarkeit, dem Rechte der Einhebung von Steuern, Zöllen und sonstigen Abgaben aus. Die Besitzungen des Klosters Putna, welches die Ruhestätte Stephan des Großen enthält, erstreckten sich beispielsweise von der siebenbürgischen Grenze bis über Czernowitz hinaus und repräsentiren einen Wert von vielen Millionen.

Wie die Fürsten selbst, so gründeten auch einzelne Bischöfe, Bojaren und sonstige reiche und angesehene Persönlichkeiten Klöster oder Kirchen, und zwar ebenfalls vielfach als ihre Begräbnisorte, oder überwiesen denselben wenigstens größere Schenkungen. In Feindeszeiten dienten die gut befestigten Klöster gleichzeitig auch als sichere Orte zur Bergung der Schätze,

sowie als letzte Zufluchtsstätte für die Bewohner. Fürst Neagoe z. B. bestimmte ausdrücklich, dass man die Schätze der vor dem Feinde flüchtenden Bojaren in dem von ihm errichteten Kloster Curtea de Argeş schützend empfangen und sie, sowie die Kirche, hüten solle.

Wenn wir nun beiläufig noch einen Blick auf das damalige Klosterleben werfen, so bemerken wir in dem Iguinen oder Klostervorsteher selbstverständlich in der Regel einen gar mächtigen Herrn. »Ich war eben,« schreibt der österreichische General Freiherr von Enzenberg in einer seiner Denkschriften *) welche er im Jahre 1779 der Wiener Centralregierung unterbreitete, »im August zu Dorna, als der Archimandrit, zugleich Iguine von Moldawitz, die Dornaer Geistlichkeit und Kirchen besuchte; er muss Gebrechen angetroffen haben, weil er zwei der dortigen Popen in Eisen schlagen ließ und einen jeden mit mehr als fünfzig Prügel, aber in der That ernsthaft, mit eigener Hand abstrafte.« Zu jener Zeit war wohl auch schon in der kirchlichen Verwaltung eine gewisse Corruption eingetreten, denn, nach demselben Gewährsmann, erhielt in der Regel jener die Würde eines Iguinen, der, um sich einerseits seine Wahl zu sichern, einzelnen Mönchen Klostergüter um einen Spottpreis in Pacht gab, anderseits aber, um vom Erzbischofe bestätigt zu werden, diesem möglichst hohe Abgaben leistete. Unter derartigen, wenig erfreulichen Verhältnissen fanden Künste und Wissenschaften wohl nur eine geringe Pflege, ja es wird berichtet, dass von der Geistlichkeit und von den Mönchen kaum etliche lesen und schreiben konnten und dass sich viele damit begnügen mussten, den Urkunden anstatt der Namensfertigung Fingerabdrücke beizugeben. Die Arbeiten in Hof und Feld ließ man durch die hörigen Ortsbewohner oder durch die leibeigenen Zigeuner, deren manches Kloster in großer Zahl — Moldawitz beispielsweise bis zu 294 Seelen — besass, verrichten. Letztere leisteten ferner Dienste als Viehhirten, Köche, Diener und als Handwerker. Trotz der reichen Klöstereinkünfte und der in großen Mengen einlaufenden Naturalabgaben lebte die Mehrheit der Mönche in Mangel und Entbehrung und dabei im süßen Nichtsthum. Wenige nur werden sich mit dem Abschreiben von Büchern und, bei der zu Lande nicht hoch entwickelten Kunst, mit Malerei, in einzelnen Klöstern später wohl auch mit Buchdruck und Buchbinderei — eine größere Zahl vielleicht mit Schnitzerei, Holzflechten und Bienenzucht beschäftigt haben; das Erziehungswesen wurde sichtlich am wenigsten cultiviert. In Nonnenklöstern scheint eine regere Thätigkeit mit Weben und Sticken entfalteter worden zu sein.

Gleichwohl sind uns Ausnahmen bekannt **). So wissen wir, dass das berühmte Humoraer Vier-Evangelium aus 1487 der Priestermonch Nicodim und ein in Watra-Moldawitz befindliches Psalmbuch zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Radautzer Bischof Ephrem schrieb; — dass der Priestermonch Job im Jahre 1698 ein der Kirche in Skit mare gehöriges Bild des heil. Nicolaus malte oder erneuerte — dass in Neamtz, Derman, Unew u. dgl. Druckereien bestanden, in denen wohl Mönche beschäftigt waren; — dass sich Putna und Govora durch eine besondere culturelle Thätigkeit, ersteres insbesondere auch durch seine Schule, auszeichneten. Besser war es in dieser Hinsicht freilich in den südlicher gelegenen Klöstern, wie namentlich in den macedonischen und griechischen, wo die Kunstthätigkeit höher entwickelt und jedem Individuum ein gewisser Kunstgeist sozusagen angeboren war, und wo sich einzelne Klöster, so insbesondere die von der griechischen Klosterinsel Athos, eines weitverbreiteten Ruhmes erfreuten.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Zahl der Klöster eine ungeheuer große. Vor einigen Decennien zählte man in der Moldau und Wallachei rund 260 Klöster; im Jahre 1873 betrug die Zahl der Weltgeistlichen, Mönche und Nonnen noch 18550 ***). Heute ist die Klosteranzahl daselbst auf etwa 100 ge-

*) Zieglaue, Dr. v.: »Geschichtliche Bilder aus der Bukowina zur Zeit der österreichischen Occupation. Dargestellt im Spiegel der Denkschriften des Generals Freih. v. Enzenberg«. Czernowitz, 1893.

***) Vergl. auch: Wickenhauser, F. A., »Leben des Einsiedlers Job, des Gründers des Klosters Skit mare in Pokutien (1550 bis 1621). Aus dem Kirchenslavischen übersetzt«. Czernowitz, 1891.

****) Haan, Baron E.: »Rumänien«, Weltausstellungs-Bericht, Wien, 1873.

sunken, mit einer Mönch- und Nonnenzahl von etwas über 4000. In der Bukowina fand General Splény im Jahre 1776 in 40 Klöstern gegen 500 Mönche und an 100 Nonnen vor; Kaiser Joseph II. hob im Jahre 1785 36 Klöster auf und beließ nur vier, und zwar die Basilianerklöster Dragomirna, Putna, Suczawitz und die Klosterexpositur Suczawa.

Kunstgeschichtlich wertvoll erscheinen die Daten über die erfolgten Kloster- und Kirchengründungen. Im Nachstehenden wollen wir die wichtigsten derselben, soweit als möglich richtig gestellt, selbst auf die Gefahr hin, dass einige eine spätere Berichtigung erfahren werden, thunlichst in chronologischer Reihenfolge anführen.

Die alte Hauptkirche in Curtea de Argeş, welche die Gebeine der heiligen Philotea enthält, ist wohl eine der ältesten in der Wallachei und wurde von Radul Negru (Rudolf dem Schwarzen) im Jahre 1290 gegründet; seine Gemahlin, Margaretha von Ungarn, erbaute daselbst eine kleinere römisch-katholische Kirche. Das dem heiligen Anton gewidmete Kloster Wodzia in der Wallachei begründete Wladislaw, der Oheim des Wojwoden Dan; letzterer bestiftete es jedoch im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts besonders reich. Der Wojwode Mircea der Große ließ im Jahre 1387 das Kloster Calimach, im darauffolgenden Jahre das Kloster Coltea, dann die Kirche St. Spiridion in Bukarest errichten.

In der Moldau dürften, abgesehen von der Radautzer Kirche, welche mit ihrer basilikaartigen Anlage eine exceptionelle Stelle einnimmt und schon vor der im Jahre 1402 durch Alexander dem Guten erfolgten Errichtung des Bisthums Radautz als Klosterkirche bestand, die Dreifaltigkeitskirche, sowie die Johannes-Kirche zu Sereth die ältesten sein, welche, der Sage nach, vom Wojwoden Sas, beziehungsweise Peter II. um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurden. In nahezu gleichem Alter steht die Miroutz-Kirche in Suczawa, die ehemalige alte Metropolitankirche, deren Errichtung zu Ende des 14. Jahrhunderts dem Fürsten Juga II., dem Vorgänger Alexander des Guten, zugeschrieben wird. Von dem zuletzt genannten Wojwoden stammt aus 1401 das alte Kloster Watra-Moldawitz, von dem nur noch die Ruine der Kirche besteht, sowie das Kloster Bistritza. Die meisten und reichsten Gründungen und Stiftungen rühren wohl von Stephan dem Großen (Stephan cel mare) her. So gründete er das, nun allerdings völlig umgebaute Kloster Putna und stellte, 1481, die Klosterkirche sammt Umwallung und Thurm her; in der Bukowina ferner die Kirche zu Badutz (1481), die ehemaligen Klosterkirchen Petrouz bei Suczawa (1487) und Woronetz (1488); die Kirche zu Wolowetz (1502); in demselben Jahre begann er den Bau der Kirche zu Reuseni; auch die Errichtung der ehemaligen Klosterkirche St. Ilie wird ihm zugeschrieben. Weitere Gründungen Stephan des Großen sind: die Kirche zu Vaslui (1490), jene zu Herlui (1492) und, der Sage nach, die Klosterkirche zum heiligen Nicolaus in Jassy (1491 bis 1493); ferner die Bisthumskirche in Huşi (1495) und das Kloster zu Dubravec (1503 bis 1504).

Das neue Kloster, sowie die herrliche Kirche zu Curtea de Argeş ließ der wallachische Fürst Neagoe aus dem Hause Bessaraba errichten (1517 bis 1526); seine Gebeine ruhen in der Kirche. Derselbe kunstsinnige Wojwode erbaute die Metropolitankirche zu Tergovişte, gründete das Kloster Tismania und ließ viele Klosterkirchen restaurieren.

Der moldauische Wojwode Bogdan III. vollendete die Kirche zu Reuseni (1504) und begann, 1514, den Bau der Klosterkirche zum heil. Georg in Suczawa, welchen dessen Sohn Stephan VI., der letzte Dragoschist, im Jahre 1522 vollendete. Peter Raresch erbaute (1531) an günstigerer Stelle das neue, ehemalige Kloster Watra-Moldawitz, ferner die Demetrius-Kirche in Suczawa (1534) und mit seiner Gemahlin und seinen Kindern (1542 bis 1550) vom Grunde aus die noch dormalen bestehende Bisthumskirche zu Roman. Helene errichtete im Jahre 1550 das jetzt der griechisch-katholischen Gemeinde überlassene Kirchlein zur Auferstehung Christi in Suczawa. Elias II., Sohn des Peter Raresch, ließ in demselben Jahre den Bau der Nicolauskirche zu Suczawa in Angriff nehmen; Alexander IV. Lopuşnean erbaute, 1558, die Kirche zu

unserer lieben Frau in Suczawa und stellte die 1527 durch Feuer zerstörte griechisch-orthodoxe Marienkirche in Lemberg wieder her.

Von Michael III. dem Tapferen stammt das Kloster Michai Voda mit der Nicolaus-Kirche in Bukarest (1598). Im Jahre 1617 schenkte Fürst Radul das Kloster Galata in Jassy dem heiligen Grabe in Jerusalem. Fürst Stephanitz Basilsohn widmete, 1660, sein Kloster Chlineca dem Kloster Agiro Castri-diana in Rumelien; Fürst Dabisha aber das Kloster Teodori (Burduscheny) dem Kloster des heiligen Paul auf dem Berge Athos (1664). Von Matei Voda rührt die Serindarkirche, von Constantin Bessaraba (1665) die Kathedralkirche in Bukarest, vom Fürsten Anton Russät der Neubau der Kirche und des Klosters zum heiligen Nicolaus in Jassy (1677) her, von Serbanu Cantacuzino aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das ehemalige Basilienerkloster (jetzt Sommerresidenz des Königs) mit der Kirche zu Cotroceni bei Bukarest.

Das Kloster Suczawitzta stiftete die fürstliche Familie Mogila. Georgiu Mogila, Bischof von Radautz und nachmaliger Metropolit der Moldau, erbaute vorerst eine hölzerne Kirche, während sein Bruder Jeremia Mogila (nachher, von 1595 bis 1606, Fürst der Moldau) von 1578 bis 1581 die neue Kirche mit den festungsartigen Klosterumfassungen errichten ließ. Der Wojwode der Moldau Stephan X. Tomşa erbaute (1615 bis 1630) das ehemalige, 1502 gegründete Kloster Solka; Miron Barnowski stiftete Kloster und Kirche Maria Himmelfahrt in Jassy, ferner Hangu auf dem Berge, sowie das Kloster Barnowski in Jassy, das Eustrat Dabisha vollendete; endlich wird ihm auch die Errichtung des Kirchleins zu Toporoutz zugeschrieben. Basil Lupul gründete die für den Leib der heiligen Paraskewa bestimmte Kirche »Trei erarhi« mit Kloster in Jassy, ferner (1643) die Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer in Suczawa und begann den Neubau der Klosterkirche und des Klosters Putna, welchen Fürst Stephan XI. Georg (1654 bis 1658) zu Ende führte, nachdem vorher noch der Kosakenhäuptling Timuş Chmielnicki, 1654, das Kloster wieder teilweise beraubt und zerstört hatte. Stephan XIII. Petriceicu errichtete die neue, ehemalige Klosterkirche zu St. Onuphri (1673), Teodor Calimach im Jahre 1698 die hölzerne, nun nach Czumôrna übertragene Kirche zum heil. Nicolaus zu Kimpolung in der Bukowina.

Von nicht dem Fürstenstande angehörigen Persönlichkeiten erfolgte Gründungen sind nachstehende zu verzeichnen.

Angeblich noch im 15. Jahrhundert erbaute der Gutsherr Teodor Vitold die Kirche in Luţan; der Guts herr Luca Arbure, Parcalab von Suczawa, errichtete im Jahre 1500 die Kirche in Arbora; der Bojar Gavriil Troţuşan, Mare-Logofet, im Jahre 1502 die Kirche zu Parhauz. Die armenische Heiligenkreuz-Kirche in Suczawa stammt aus 1521. Das Kloster Humora, das schon seit älterer Zeit bestand und unter der Regierung des Peter Raresch, gleich anderen Klöstern, von den Tataren beraubt, zum Theile auch verwüstet wurde, erbaute der Logofet mare Teodor Buboioş im Jahre 1530 an einer günstiger situierten Stelle. Die Kirche Zaharesci rührt aus 1542 vom Bojar Nicora Chrovici, Parcalaben von Hotin, her, die Kirche St. Aexentius in Suczawa aus 1551 vom Armenier Agopscha. Das Holzkirchlein Călugeriza aus 1591 gehörte zu einem Nonnen-Skit. Der Armenier Bogdan Donawakowicz stiftete 1593 das südlich von Suczawa gelegene Wallfahrtskirchlein Hatschadar; der Armenier Dzeron Simeon, 1600, die Simeons-Kapelle in Suczawa. Der Stifter des Klosters Dragomirna und Erbauer der prächtigen Kirche (1602) ist der Metropolit der Moldau Anastasius Crimcă; die Ringmauer um dasselbe errichtete später der Wojwode Miron Mogila Barnowski. Anna, Gemahlin des Großkanzlers Golia, widmete das nach letzterem benannte Kloster Golia in Jassy dem Kloster Watopäd auf der Halbinsel Athos (1606). Das Kloster Sekul stifteten Nestor Ureki und seine Gemahlin Mitrofa und schenkten ihm, 1607, den in Constantinopel vorgefundenen Fuß des heiligen Johannes des Täufers. Im Jahre 1611 vollendete Nicolau Nicoră Prăjescu die Nicolaus-Kirche in Suczawa; 1639 wurde von der Nonne Nazaria und ihrer Tochter Angelina für das schon im 15. Jahrhundert hier bestandene Nonnenkloster die Kirche

Alt-Itzkany, im Jahre 1696 vom Radautzer Bischofe Laurentiu das Kloster Zubrawitzta errichtet.

Aus dem 18. Jahrhundert stammen das Kloster Vacaresti und die Kirche Antim, ferner die 1714 von Jonaşcu Isăcescul erbaute Kirche in Illischestie; die vom Proigumen des galizischen Skit mare, Isaia, 1744, errichtete alte, nun nach Sadowa übertragene Holzkirche zu Rewna; die 1767 vom Iumen Artemon erbaute ehemalige Klosterkirche zu Horecza bei Czernowitz und manche andere.

Eine Anzahl von Klöstern, wie Bistritz, Tasleu, Pobrata, dann Galata, Barnowski, Ţetaznja in Jassy, St. Georg in Galatz etc. gehörten noch im Jahre 1705, unter dem Wojwoden Antioch Cantemir, zum heiligen Grab in Jerusalem.

Die Mehrzahl von den vielen Klöstern war wohl in recht bescheidenen Dimensionen angelegt, weit einfacher als im Abendlande, im allgemeinen auch einfacher als beispielsweise die griechischen Klöster. Die Baulichkeiten, oft einschließlich der Kirche, bestanden zumeist nur aus Holz; die Zellen waren kleine Zimmerchen. Manche Klöster, wie z. B. das Nonnenkloster Veraticu, bestehen aus einer Unzahl kleiner Häuschen, deren jedes mit nur einem Vorraume (zugleich Küche mit dem Webstuhle) und einer Stube für je einen Klosterbewohner bestimmt ist. Seltener sind die Klöster, welche ihren Bewohnern, einschließlich den die bekannte Gastfreundschaft benutzenden zahlreichen Fremden in einem einzigen, großen, theilweise den Hof umschließenden Gebäude Unterkunft gewähren, wie beispielsweise Neamtz und Dragomirna. Auf dem Gute Miclauseni der Familie Stourdza befindet sich das Modell eines typischen rumänischen Klosters.

Nicht wenige Klöster waren indes, wie weiter oben bereits hervorgehoben wurde, befestigt. Man umgab sie, nach dem sogenannten Polygonalsystem, allerdings vorwiegend in Rechtecksform, mit oft klafterdicken, stockhohen, mit Wehrgängen, Schießscharten und vorspringenden Thürmen versehenen Ringmauern. Gewöhnlich führt nur ein Thor in den Klosterhof, und dieses ist mit einem, wohl auch mit Maschikulis versehenen Eingangsthurme überbaut, in dessen Halle man häufig noch die Vorrichtungen zum Verrammeln des Thores bemerken kann. Die Thürme mit ihren in mehreren Geschossen angeordneten schmalen Schießscharten sind rund oder quadratisch und befinden sich in der Regel an den Ecken des Klosterhofes; behufs Entfrierens sind an langen Mauern weiters noch besondere, strebepfeilerartige, je eine kleine Kammer enthaltende Vorbauten angeordnet. Die Kirche selbst aber diente als letzter Zufluchtsort, gewissermaßen als Citadelle. Sie besitzt deshalb mächtige Umfassungsmauern, sichere Gewölbe, nur ganz kleine, fest vergitterte Fensterchen und stets nur eine einzige, niedrige, schmale Eingangsthüre, deren fest gefügter Flügel von Innen mit starken Vorlegbalken gegen das Berennen gesichert werden konnte.

Viele Kirchen haben ferner noch einen, mittels einer ganz schmalen, im Innern angebrachten Wendeltreppe zugänglichen, bloß von einem einzigen lochartigen Fensterchen beleuchteten, gewölbten Raum über einer niedriger gehaltenen Zwischenhalle, der noch heute den Namen Schatzkammer führt. Ein altes, aus dem vorigen Jahrhundert stammendes Bild des Klosters Putna *) zeigt letzteres noch mit den die Ringmauern umfassenden, allerdings nicht bedeutenden Wassergräben.

Vieles von den Vertheidigungswerken ist bereits der Demolierungssucht jüngerer Jahre zum Opfer gefallen; vieles hievon widerstand jedoch, ob seiner Mächtigkeit, derselben, gleichwie es in früheren Zeitläufen wohl manch feindliche Bestürmung abwehrte. So finden wir denn von den ehemals bedeutendsten Klosteranlagen noch das meiste erhalten. Unsere Taf. Nr. 1 enthält in Skizzen Beispiele einiger Klosteranlagen, so die mehr oder weniger fest umringten Klöster Galata in Jassy, dann Suczawitzta und Burduscheny, ferner Reste früherer Befestigungen, und zwar hauptsächlich die Eingangsthürme von der Radu-Voda-Kirche in Bukarest, der Spitalskirche und der Episcopie in Roman, des Golia-Klosters in Jassy, des ehemaligen Klosters St. Nicolai in Roman und von der Christi Himmelfahrts Kirche in Jassy. Stärker befestigt waren unter anderem

*) Von mir publiciert in den »Mittheilungen der k. k. Central-Commission«, Jahrgang 1890, Seite 47.

noch: die alte Metropole in Bukarest, das Kloster Orezo, das jetzt eine Unterofficierschule enthält, ferner Cotroceni bei Bukarest, fast alle Klosterkirchen in Jassy und Roman, dann Watra-Moldawitza, Humora, Solka, Dragomirna etc. Es wird berichtet, dass sich in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Handelsleute aus Suczawa hinter die starken Ringmauern von Dragomirna flüchteten, als Stephan XI. Georg, Basil Lupul's Kanzler, welcher von den Bojaren zum Fürsten gewählt worden war, im Vereine mit Mathias Bessaraba, dem Wojwoden der Wallachei, und dem siebenbürgischen General Stephan Petti Suczawa belagerten.

Neben Dragomirna ist das als Beispiel angeführte Kloster Suczawitza besonders fest errichtet. Mehr als 9^m hohe, gewaltige Ringmauern umschließen den Klosterhof, an dessen vier Ecken Thürme situiert sind. Drei von den Thürmen besitzen einen polygonalen Grundriss; der nordwestlich gelegene ist quadratisch und durch massige Strebpfeiler besonders geschützt. Der quadratisch angelegte, in der Mitte der Nordseite stehende Eingangsturm besitzt nur ein schmales, sehr niedriges Thor zwischen zwei ungeheuer starken, an ihrer vorderen Basis je 6^m breiten Strebpfeilern, welche, stark geböschet, aus riesigen Quadern hergestellt erscheinen.

Die Klosterbaulichkeiten sind in architektonischer Hinsicht fast durchwegs einfach ausgestaltet. Einzelne reicher durchgebildete Constructionen und Detailformen finden sich öfters am Eingangsturm. Sie beschränken sich diesfalls auf das Gewölbe der Eingangshalle, auf das Cordongesims, die Thorbogen, Thür- und Fenstergewände, etwaige Balkonträger, Wappenschilder, Inschrifttafeln u. dgl. und sind wohl ausschließlich den am Gotteshaus zur Entwicklung gelangten Constructionen und Formenschemen entnommen, die wir an späterer Stelle eingehend besprechen werden.

Wir wollen uns nun unserer Hauptaufgabe, der Betrachtung der Kirchenbauten zuwenden, in welchen sich die Baukunst der Donau-Fürstenthümer, aus dem Wesen der byzantinischen Kunst hervorgegangen, in ganz eigener, wenn auch bescheidener Weise entfaltet.

Das byzantinische Gotteshaus.

Im Gegensatz zum heidnischen Tempel, welcher hauptsächlich nur die Zelle für das Götterbild enthielt, stellt die Kirche der Christgläubigen einen Versammlungsort dar, an welchem eine zahlreiche Schar das Wort Gottes hören und dem heiligen Messopfer beiwohnen will. Die christlichen Gemeinden wählten deshalb, als die Verfolgungen gegen die Anhänger der neuen Lehre eingestellt waren und sie ihren religiösen Verrichtungen ungestört nachgehen durften, als tauglichstes unter den damals bekannten Gebäuden die römische Basilika. Sie bot in ihrer Tribuna mit der Cathedra den Raum für die Geistlichkeit und den Sitz für den Bischof, im Schiffe aber genügenden Raum für die Kirchengemeinde. Die Trennung der Geschlechter, worauf man großen Wert legte und an welcher die griechisch-orthodoxe Kirche bis heute noch mehr oder weniger festhält, erzielte man durch in das Kirchenschiff eingebaute Emporen. Der umschlossene Vorhof mit Brunnen, später auch eine besondere Vorhalle, Narthex genannt, dienten für die Katechumenen und für Büßende. Die Tribuna ließ man nach außen nicht vortreten, sondern fügte sie in das Rechteck des Grundrisses ein und benutzte die dergestalt neben der Tribuna entstandenen Kammern für verschiedene Cultuszwecke, ordnete wohl auch bald ein Querschiff an.

Diese verhältnismäßig einfache Bauweise des Weströmers genügte jedoch dem phantasievollen Orientalen nicht: er schwärmte für eine möglichst reiche und kunstvolle Raumentwicklung und für Entfaltung einer gewissen Pracht; er wollte namentlich auch nach außen hin sein Gotteshaus zur würdigen und großartigen Erscheinung bringen. Aus diesem Grunde griff er zur Kuppel, welche die römische Kunst in den öffentlichen Bauten bereits so großartig entwickelt und die auch schon die katholische Kirche für ihre kleinen Baptisterien, sowie für Grabkapellen in Benutzung gezogen hatte. Der Kuppelvierung lagerte er im Osten die apsidenförmige Tribuna vor, welche sich, so wie bei der Basilika, mit einem großen, den Triumph des Christenthums

ausdrückenden Bogen, dem sogenannten Triumphbogen gegen die Gläubigen hin öffnete und gleichzeitig der Kuppellast einen willkommenen Gehalt leistete. Den drei anderen Seiten der Vierung legte er, theils behufs Raumvergrößerung, wohl auch gewissermassen als Druckstreben, ebenfalls Nischen vor und erzielte im Übrigen durch Anfügen des Narthex im Westen die gewünschte Längsform des Grundrisses. Dabei war es auch möglich geworden, die Kuppel in kühner Weise lediglich auf vier Pfeiler aufrufen zu lassen.

Dieses System, großartigst an der Sophienkirche in Constantinopel durchgeführt, änderte sich in der Folge nur unwesentlich. Was bei den späteren Bauten an Breite der Anlage und Kostbarkeit der Ausstattung nicht mehr zu erzielen war, das wollte man, theilweise wenigstens, äußerlich durch reiche Gliederungen und durch die Höhe des Aufbaues wettmachen. Durch Verwendung von Bogengängen an Stelle der Nischen an der Nord-, West- und Südseite näherte man sich wieder mehr der Grundgestalt der Basilika; dabei gab man aber die Kuppel nicht auf, sondern verwendete sie vielmehr auch zur Bedeckung der Zubauten und führte sie, mit Einschaltung eines eigenen, die schmalen und hohen Fenster enthaltenden Tambours, relativ viel höher. Derart zeigt das Gotteshaus nach außen die Hauptkuppel und oft eine nicht unbeträchtliche Zahl selbständiger Nebenkuppeln. Typisch für diese Entwicklungsphase erscheint die sogenannte Marienkirche (Muttergottes- oder Theotokoskirche, Taf. Nr. 1, Fig. 10 bis 12) in Constantinopel, von Kaiser Basilius zu Ende des 9. Jahrhunderts errichtet.

Diese Bauweise fand nun bald eine weite Verbreitung in den Balkanländern und Kleinasien, und zwar auch in der muhamedanischen Kirche, ferner am Kaukasus, theilweise in der Wallachei, später in Russland. Stets wurde am Gotteshaus eine möglichst große Zahl von Kuppeln auch dann angewendet, wenn man kleinere Bauten bloß mit einem einzigen Schiffe ausstattete. Beispiele dieses spätbyzantinischen Baustiles finden sich auf Taf. Nr. 2, Fig. 15 bis 20, dann auf den Taf. Nr. 9 und 10, Fig. 143, 147 u. s. w.; ein interessantes Beispiel ist u. a. auch die Demeter-Dschamia in Salonichi.

Fast ausnahmslos einschiffig, im übrigen am meisten den Athoskirchen verwandt und einheitlich im Stil, ist das Gotteshaus in der Moldau; in der Wallachei aber machen sich verschiedene auswärtige Einflüsse geltend, und es ist in dieser Hinsicht vornehmlich auch ein Contact mit Macedonien nachweisbar. Am fremdartigsten in der Anlage sowohl, wie in der äußeren Erscheinung und den Detailformen ist die prächtige Episcopalkirche Curtea de Argeş (Taf. Nr. 2, Fig. 19 und 20; Details auf Taf. Nr. 7, Fig. 73 bis 78), welche im Jahre 1886 im Auftrage der rumänischen Regierung durch den Architekten André Lecomte de Nouy, einem Schüler Viollet-le-Duc's, restauriert und bei Anwesenheit des Königspaares feierlich consecrirt wurde. An ihre Erbauung knüpft sich eine Sage, welche die königliche Dichterin Carmen Silva so herrlich dramatisierte. Manoli, der Meister des Baues, soll in seiner Vaterstadt Sevilla, wo er — Emanuel — unter dem Familiennamen Gomez bekannt war, schon als Bildhauer berühmt gewesen sein. Im Jahre 1505 gieng er nach Madrid, bildete sich hier in der Architektur aus und errichtete später in Sevilla die prächtige Carmeliter-Kapelle. Innige Liebe zur jugendlichen Gräfin Eleonore Ujest, zu welcher gleichzeitig der Vicedom von Asturien ein lebhaftes Verlangen fühlte, trug ihm die Landesverweisung ein. Gomez gieng über Neapel nach Constantinopel und, da er hier die vermeinte Ruhe nicht fand, später nach Bukarest. Hieher folgte ihm, keine Gefahr scheuend, seine geliebte Eleonore, die er — nach den ihm zu Ohren gekommenen falschen Gerüchten — längst für todt hielt. Als sich Neagoe Voda im Jahre 1511 bei einer im Bezirke Argeş abgehaltenen Jagd verirrt, gelobte er in seiner Noth, an dem betreffenden Orte eine Kirche zu erbauen. Er kam tags darauf glücklich in seiner Residenz Tergovişte an, fand aber daselbst einen Aufstand. Nachdem er auch diesen glücklich unterdrückt, gieng er umso eher daran, sein Gelöbniß aufs beste zu erfüllen und berief den berühmtesten Baumeister der Wallachei, Gomez, von den Rumänen Meister Manoli genannt, welcher sich nun mit seinen neun Genossen anschickte, in Argeş eine Kirche zu errichten, wie es keine schönere weit

und breit in allen Landen gäbe. Aber die Mauern, welche man bei Tage auführte, stürzten nachts zusammen, bis man sich, einem Traume Manoli's folgend, entschloss, die erste Frau oder Schwester, welche am anderen Morgen das Frühstück bringen werde, als Baupfer einzumauern; das Schicksal traf Manoli's geliebtes Weib Ilena. Als der Bau fertig gestellt war, frug Neagoie die Meister, ob sie in stande wären, für ihn ein noch schöneres Gebäude zu errichten, und sie bejahten kühn die Frage. Eifersüchtig hierüber, gab der Fürst den Befehl, die Gerüste wegzunehmen und die Meister auf dem Dache verhungern zu lassen. Diese aber fertigten sich Flügel aus Holz, um hiemit gefahrlos den Erdboden zu erreichen. Der ohnedies bereits namenlos unglückliche Manoli aber hörte während des Fluges sein eingemauertes Weib wimmern: »Manoli, mein Leben erlischt mir!« Es schwanden ihm ob dieses Jammers die Sinne, und er stürzte zerschmettert zu Boden; an der Stelle eröffnete sich hierauf eine Quelle, der noch heute bestehende Manoli-Brunnen*). Diese Legende gleicht in ihrem letzten Theile jener, welche sich an die Kirche Vasile Blagenoi in Moskau knüpft. Iwan IV. Vasiljewitsch, welcher das genannte Bauwerk um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also einige Decennien nach Errichtung der Curtea de Argeş, auführte, ließ dem Baukünstler die Augen austechen, da er sich zu sagen erkühnte, er vermöchte ein noch prächtigeres Werk zu fördern.

Die wallachischen Kirchen sind sonst im allgemeinen bescheiden in ihren Dimensionen und ziemlich einfach gehalten. Oft bestehen sie nur aus einem einzigen Raume, fast immer ist denselben aber eine offene, von Säulen getragene Vorhalle, über deren mittlerer Öffnung das Bild des Schutzpatrons angeordnet ist, vorgelagert. Typische Beispiele derartiger einfacher oder reicher ausgestatteten Kirchen bieten die Fig. 21 bis 24 der Taf. Nr. 3, beziehungsweise Fig. 13 der Taf. Nr. 2. Historisch interessant ist hievon das Athanasius-Kirchlein an der Dâmboviţa in Bukarest, vom Volke Biserica lui Bucur genannt, dessen Errichtung einem sagenhaften Hirten, nach welchem die Stadt Bukarest ihren Namen haben soll, zugeschrieben wird. Die kleine Biserica Stavropoleos ist ob ihrer alten, reichen Decoration von besonderer Bedeutung, und sie wird geradezu als ein Schatzkästlein der Ornamentik bezeichnet.

Der Grundplan der moldauisch-byzantinischen Kirchen.

In ihrer Grundrissanlage sind — vom 14. bis in das 18. Jahrhundert hinein — die moldauischen Kirchen, gleichgiltig, ob sie, wie die Mehrzahl derselben, einem Kloster zugehören, oder ob sie als selbständige Werke auftreten, vollkommen organisch mit dem Aufbau und innerhalb nur sehr naher Grenzen einheitlich durchgebildet: ein Gedanke bloß durchdringt alle gleichmäßig, derart, dass man sie bei nur flüchtiger Betrachtung wie nach einer Schablone angefertigt auffassen möchte. Und doch erkennt man an den einzelnen Abweichungen in der Construction und in den architektonischen Detailformen die fortschreitende Entwicklung und die gelungene Lösung einer allerdings bescheidenen Aufgabe. Den armenischen und georgischen Bauten, näher aber noch, wie bereits oben erwähnt, den Kirchen auf der Athosinsel verwandt, zeigen sie schon in der Anlage gegenüber diesen Bauwerken, insbesondere in ihrer lediglich einschiffigen Grundgestalt, eine wesentliche Verschiedenheit, welche in der constructiven Durchführung und im Formendetail noch mehr zutage tritt. Die Kuppel, als Mittelpunkt der Anlage und als wesentlichstes Element des griechisch-orthodoxen Gotteshauses, bleibt auch hier mit der ihr östlich vorgelagerten Hauptapsis; an Stelle der Seitenschiffe beziehungsweise des Querschiffes treten aber, nahezu consequent, ebenfalls Apsiden, welchen, wie der Hauptapsis, vielfach oder ursprünglich auch die constructive Aufgabe zufällt, der hochgeführten Kuppel ein kräftiges Widerlager zu bieten, das an der Westseite der angefügten, der weiblichen Gläubigerschar zugewiesene Pronaos bildet.

Die Verhältnisse im Lande: das rauhe Klima, der Mangel eines ausgebildeten Gewerbes, die noch auf einer niedrigen Bildungsstufe stehende, relativ geringe Bevölkerung und die

*) Vergl. auch Poppescu N. D.: »Meister Manoli«, ferner Forstenheim: »Manoli, eine rumänische Volkssage«. Wien, 1884.

Unsicherheit daselbst führten zu kleinen, möglichst fest gefügten, räuberischen Überfällen und feindlichen Angriffen widerstehenden Bauten und es ist nur überraschend, dass trotz der erwähnten widrigen Umstände überhaupt ein steter Fortschritt in der Entwicklung dieser Bauten constatirt werden kann.

In den Fig. 25 bis 27 auf Taf. Nr. 3 ist ein vollständig organisch durchgebildetes Kirchlein, das einem ehemaligen Nonnenkloster angehörte und von Stephan dem Großen im Jahre 1487 errichtet wurde, in Ansicht, Grundriss und Längenschnitt, die letzten Figuren im Maßstabe 1:200, abgebildet. Dieses Gotteshaus ist bloß 16.72^m lang und 6.6^m, in den Seitenapsiden 8.7^m breit; es besteht aus dem quadratisch gehaltenen, mit einer Blindkuppel überdeckten Pronaos von 4.5^m Lichtweite und dem die Vierungskuppel tragenden, nahezu quadratischen Naos. Die innere Höhe der Kuppel erreicht 15^m, überschreitet demnach noch die lichte Länge der Kirche. An den Naos schließt im Osten die in ihrer Weite gegenüber der Kirchenweite um wenig eingezogene und gewöhnlich um eine Stufe erhöht angeordnete Hauptapside, deren Grundfläche ein kurzes Rechteck mit daranstoßendem Halbkreise umfasst. Im Norden und Süden sind dem Naos hier zwei vollständig halbkreisförmig gestaltete Seitenapsiden vorgelagert, welche mit ihrer Rundung, gleich der Hauptapside, gegen außen vortreten, eine Anordnung, welche man in ähnlicher Weise an romanischen Bauten nur ausnahmsweise — so in der Vigilius-Kirche zu Morter in Tirol*) und an der Kirche St. Maria am Capitol zu Köln a/R. — vorfindet. In der Hauptapside, dem Sanctuarium oder Altarraume, bemerkt man an den Seitenwänden zwei größere Nischen, welche hier an Stelle von zwei, an umfangreicheren Kirchen, z. B. in Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 29, regelmäßig vorkommenden Kämmerchen treten und, wie letztere, eine Reminiscenz an die kleinen, die Seitenschiffe basilikaartig angelegter Kirchen anderer Länder östlich abschließenden, nischenförmigen Ausbauten darstellen. Sie dienen liturgischen Zwecken, und zwar enthält die nördliche Nische den Rüsttisch und das Wasserbecken, die südliche aber einen Herd zur Unterhaltung von Glut u. dgl.; sie heißen Prothesis, beziehungsweise Diakonikon. Inmitten des Sanctuariums steht der gemauerte, mit einer Steinplatte abgedeckte und mit Tuch überzogene Altartisch, der häufig einen baldachinartigen Aufsatz trägt. Verschiedene kleinere Nischen im Altarraume, sowie an sonstigen Stellen des Gotteshauses dienen zum Einlegen von Messbüchern, Kerzen u. dgl. Manchmal zieht sich hinter dem Altar längs der halbkreisförmigen Apsidenwand eine erhöhte Stufe herum, die an die Sitzplätze der Geistlichkeit in der alten Basilika erinnert; die Mitte der Stufe nimmt dann der sogenannte Bischofsstuhl, hier oft nischenförmig in die Mauer eingelassen, ein. Unter letzterem, im Fundamente ist, beiläufig bemerkt, gewöhnlich der Grundstein des Bauwerkes zu suchen. Von dem Kirchenraume trennt das Sanctuarium, wie schon früher erwähnt wurde, die Ikonostasis ab. Die mittlere von den drei Thüren der Bildwand heißt die Königsthüre. Durch diese Thüre dürfen bloß gesalbte Häupter und Bischöfe treten, Priester aber nur, wenn sie im vollen Ornate den heiligen Kelch tragen. Die zwei übrigen Thüren heißen Diaconsthüren**).

Zeigt die Hauptapside wohl immer im Inneren den halbkreisförmigen Grundriss, so schrumpft derselbe für die Seitenapsiden häufig, namentlich an einfacheren und späteren Bauten, zu einem segmentförmigen ein, wie z. B. an der Coltea-Biserica in Jassy, Taf. Nr. 2, Fig. 17, der Spitalskirche in Roman, Taf. Nr. 4, Fig. 30, der Kirche zu Reuseni, Taf. Nr. 4, Fig. 33 der Georgs-Kirche in Galatz, Taf. Nr. 5, Fig. 44; ausnahmsweise sind die Seitenapsiden flach rechteckig gestaltet, wie z. B. an der Nicolaus-Kirche in Suczawa; manchmal fehlen sie vollständig und sind dann lediglich nur durch Stabwerk-Umrahmungen o. dgl. markiert, wie beispielsweise an der Kirche zu Parhauz, Taf. Nr. 4, Fig. 35. Nach außen hin tritt die Rundung der Seitenapsiden wohl nie im vollen Halbkreis auf, sondern nur im Segmentbogen, wie dies an vielen Grundrissen unserer Beispiele, Taf. Nr. 3, Fig. 26 und 29, Taf. Nr. 4, Fig. 31, und 41; Taf. Nr. 5, Fig. 44, 48

*) Vergl.: »Mittheilungen der k. k. Central-Commission«. 1889, S. 115 bis 117.

**) Vergl. auch: Stefanelli Juv. »Liturgia bisericei ortodoxe-catolice«. Bukarest 1886.

und 50, ersichtlich ist. Nicht selten werden die drei Apsiden äußerlich polygonal gestaltet, und zwar aus dem Acht- oder Zehneck (Trei erarhi, Taf. Nr. 7, Fig. 59 beziehungsweise Curtea de Argeş, Taf. Nr. 2, Fig. 20, Putna etc.), wobei aber das Polygon nicht immer als ein regelmäßiges erscheint. Bei runder Außenform wird eine entsprechende ähnliche Gliederung im vertikalen Sinne durch hohe, schmale Blendarkaden erzielt. Sind die Seitenapsiden flach segmentförmig, so treten sie nach außen wohl auch nur risalitartig vor, wie an der Colţea-Kirche in Jassy, Taf. Nr. 2, Fig. 16 und 17, der Spitalskirche in Roman, Taf. Nr. 4, Fig. 30, der Kirche in Hertza, Taf. Nr. 4, Fig. 37; oder strebepfeilerartig, wie an der Klosterkirche Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51 und 53; oder sie erscheinen gar nur nischenförmig in der Mauerdicke, wie in Reuseni, Taf. Nr. 4, Fig. 33, Arbora u. a. An der Kirche in Solka treten die im Innern halbkreisförmig gehaltenen Seitenapsiden nach Außen als Strebepfeilerpaare vor, Taf. Nr. 6, Fig. 54 und 55.

Wohl die Mehrzahl der Kirchen besitzt zwischen Naos und Pronaos eine volle, bloß mit einer schmalen und niedrigen, gegen den Naos hin aufgehenden Thüre versehene Wand, wie in Petroutz, Taf. Nr. 3, Fig. 26 und 27. Manchmal ist diese Wand durch einen hohen Bogen ersetzt, wie bei der Kirche in Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 29, der St. Georgs-Kirche in Suczawa und der Spitalskirche in Roman, Taf. Nr. 4, Fig. 30, und sie wurde wohl hie und da erst nachträglich herausgenommen, wie in der Serether St. Johannes-Kirche und der Nicolaus-Kirche in Suczawa. Sehr häufig jedoch tritt an Stelle jener Wand ein Pfeiler- oder Säulenpaar, dessen Gurtbogen den oberen Theil der Wand tragen, so an der Colţea-Kirche in Jassy, Taf. Nr. 2, Fig. 17, der Klosterkirche in Putna, der Kirche zu Alt-Itzkany, Taf. Nr. 4, Fig. 31, der Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 4, Fig. 41, der Klosterkirche Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52 und 53, der Trei erarhi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 59, der Kirche in Horeca, Taf. Nr. 10, Fig. 146 und anderen. Ausnahmsweise befinden sich in der Wand zwischen Naos und Pronaos neben einer Mittelthüre noch Fenster, wie an der Kirche St. Axentius bei Suczawa, welche, wie die sonstigen armenischen Kirchen des in Rede stehenden Kunstgebietes, in ihrem Stile vollständig den moldauisch-byzantinischen Kirchen folgt.

Der Pronaos oder Weiberstand trägt fast nie eine Laternenkuppel. Hier befinden sich gewöhnlich die etwaigen Grabstätten der fürstlichen Persönlichkeiten, beziehungsweise der Bischöfe, Klostervorsteher oder adeligen Stifter. Der Pronaos enthält ferner die Haupteingangsthüre, welche nicht größer als die Zwischenthüre ist, jedoch fast immer architektonisch reich gliedert erscheint.

Sehr oft, aber nicht immer, wird dem Pronaos eine Vorhalle angefügt. Die offene arcadenähnliche Form derselben, wie sie an den wallachischen Kirchen als typisch gelten kann (vergleiche Taf. Nr. 2, Fig. 13 und Taf. Nr. 3, Fig. 21 bis 24), dürfte die ursprüngliche sein. Sie kommt in südlichen Districten häufiger vor und ist der Hauptsache nach mit Säulen gebildet, wie an der Kirche zu Alt-Itzkany, Taf. Nr. 4, Fig. 31, oder mit Pfeilern, wie in Parhutz, Taf. 4, Fig. 34 und 35, an der Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 4, Fig. 40 und 41, an den Kirchen Kloster-Humora, Watra-Moldawitza etc.; ausnahmsweise erscheint sie in Form einer großen Bogennische, wie in Reuseni, Taf. Nr. 4, Fig. 32 und 33, und Arbora, wobei der Eingang in die Kirche nicht von der Vorhalle aus, sondern direct an der südlichen Pronaoswand angeordnet ist. In allen diesen Fällen dient sie unmittelbar, wie noch jetzt in Alt-Itzkany, oder mit ihrem etwaigen Stockwerke, wie in Parhutz, oder diente wenigstens früher als Glockenraum. Wohl erst in späterer Zeit wurde für die etwaigen Glocken ein besonderer einfacher, niedriger und oft nur aus Holz gezimmerter Glockenthurm oder eine Glockenwand errichtet, wenn nicht für ihre Unterbringung, wie z. B. an befestigten Klosterkirchen, ohnehin ein Thurm zur Verfügung stand. In der orientalischen Kirche wurden bekanntlich Glocken erst in späterer Zeit, und sie werden auch jetzt im allgemeinen minder oft benützt; das Zeichen des Beginnes des Gottesdienstes wird auf der sogenannten »Toaca« — einem langen, schmalen, trockenen Brette, das in der Hand schwebend getragen wird oder einem großen, eisernen, frei aufgehängten

Bügel — und zwar durch Schlagen mit hölzernen Hämmern, gegeben. Ausnahmsweise entwickelte sich die Vorhalle thurmartig, wie z. B. an der Kirche in Hertza, Taf. Nr. 4, Fig. 37, und an der St. Nicolaus- und der Miroutz-Kirche in Suczawa; an letzterer erscheint sie dem Pronaos nicht, wie sonst wohl immer, an der Westseite, sondern südlich vorgelagert. Es findet diese Anordnung wohl in den besonderen Terrainverhältnissen ihre Begründung; sie verleiht aber der Kirche ein erhöhtes malerisches Ansehen, Taf. Nr. 4, Fig. 40. In ähnlicher Weise wurde mit der reizenden kleinen Kirche zum heiligen Johann dem Täufer, genannt Biserica domniţei, in Suczawa an ihrer Nordseite ein niedriger Glockenthurm in directe Verbindung gesetzt.

In den nördlichen Gegenden ist, der ungünstigen Witterungseinflüsse wegen, die Vorhalle allseitig abgeschlossen. Sie besitzt dann sowohl an der Nord- und Südseite (wie bei den Klosterkirchen in Putna, Suczawitza und Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 53 und an der Biserica Trei erarhi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 59) eine Eingangsthüre, oder bloß an der Südseite, nachdem, was häufig vorkam, die nördliche Eingangsthüre nachträglich vermauert wurde (wie an den Kirchen in Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 48, und Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54). Ist aus localen Gründen der Eingang nordwärts wünschenswert, so wird demselben als besonderer Schutz ein entsprechender Raum vorgelagert, wie an der Episcopie in Roman, Taf. Nr. 5, Fig. 50. Kleine offene Vorräume finden sich übrigens vor den Eingangsthüren nicht selten, so z. B. in Suczawitza. Die Vorhalle besitzt, dem Pronaos vorgelagert, mit ihm fast immer gleiche Weite, ist aber verhältnismäßig kurz; ihre Grundform ist die eines Rechteckes. Nur ausnahmsweise ist dieselbe anders gestaltet: in Dragomirna z. B., Taf. Nr. 6, Fig. 53, wird sie an der Westseite polygonal umgrenzt. An vielen Kirchen, namentlich den in der Bukowina gelegenen, wurde erst nachträglich eine geschlossene Vorhalle angefügt, wie man dies in den meisten Fällen noch deutlich an dem an der inneren Wand der Vorhalle herumlaufenden Kirchensockel bemerken und hiedurch neben anderen Merkmalen nachweisen kann. Als Beispiele sind diesbezüglich die Kirchen in Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 48, Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 29, die Demetrius-Kirche in Suczawa und die, ihrer basilikaartigen Anlage nach allerdings wesentlich von den in Rede stehenden Bauwerken abweichende alte griechisch-orientalische Kirche zu Radautz anzuführen. An der Johannes-Kirche in Sereth wurde der ursprünglich offene, der Vorhalle in Alt-Itzkany ähnliche Vorraum nachträglich geschlossen. Zu bemerken ist, dass, wie der Pronaos, auch die Vorhalle häufig Grabstätten besitzt, so in Putna, Radautz etc.

Im übrigen finden wir an der Grundriss-Disposition der moldauisch-byzantinischen Kirchen nur geringfügige Modificationen. Eine Ausnahme machen einzelne größere Kirchen, welche wie bereits weiter oben hervorgehoben wurde, zwischen Pronaos und Naos noch einen, seiner Höhe nach gewöhnlich untertheilten, kleinen, niedrigen Raum eingeschaltet zeigen, wie z. B. in Woronetz, Taf. Nr. 6, Fig. 54, Watra-Moldawitza und an der Christi Himmelfahrts-Kirche in Jassy. Der Zugang in den darüberliegenden Raum, der sogenannten »Schatzkammer«, erfolgt über eine sehr schmale, steinerne Wendeltreppe, die ganz oder theilweise in der Dicke der Außenwand liegt und in die eingeschaltete Zwischenhalle oder wohl auch in den Naos mündet. Auch diese Zwischenhalle besitzt mitunter, wie z. B. in Watra-Moldawitza, eine Grabstätte.

Das moldauische Gotteshaus weicht, wie man aus Vorstehendem ersieht, von den byzantinischen Kirchen der südlichen Länder im allgemeinen durch seine einschiffige Anlage ab und entwickelt sich hauptsächlich der Länge nach, während die Bauten im Süden nach altbyzantinischer Weise durch das Hauptschiff begleitende Seitenschiffe oder Gallerien eine relativ größere Breite erhalten und deshalb bei verhältnismäßig geringer Länge genügenden Raum besitzen. Die Anordnung von Seitenschiffen ist aber an den Bauten der Moldau, welche, der klimatischen Einflüsse wegen, steile und hohe Dächer erfordern, kaum mehr möglich, da die hohen Dachflächen die oberen Fenster verdecken und namentlich eine Kuppelbeleuchtung im Naos behindern würden. Die Weite der einschiffigen Kirchen

konnte vorwiegend aus constructiven Gründen — die Wölbungen ohne Zwischenstützen — ein gewisses Maß nicht überschreiten, und da in der Mehrzahl der Fälle die Baumittel ziemlich beschränkt und die technischen Mittel bescheidene waren, so gediehen auch die Gebäude hier, wie übrigens in den meisten Ländern des byzantinischen Stiles mit Ausnahme der Hauptstadt Byzanz, nur bis zu einer verhältnismäßig geringen Größe. Eine der umfangreichsten Kirchen ist die dem heiligen Georg gewidmete Klosterkirche in Suczawa mit 42·5^m Länge und nahezu 12^m Breite. Es folgen in der Bukowina die Klosterkirchen Putna und Dragomirna mit 38 und 35·5^m Länge und 11·5, respective 11^m Breite. Die Kirchen von Reuseni und Parhauz, Taf. Nr. 4, Fig. 33 und 35, aus dem gleichen Jahre, aber von verschiedenen Stiftern herrührend, besitzen genau ein und dieselbe Größe, und zwar 25·6^m Länge und 9^m Breite; in constructiver Hinsicht zeigen sie nicht unbedeutende Abweichungen. Die Kirche zu Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 48, ist 25^m lang und — ohne Strebepfeiler- oder Seitenapsiden-Vorsprünge — 7·7^m breit; das Kirchlein zu Petrouz, Taf. Nr. 3, Fig. 26, hat aber nur eine Länge von 16·7^m und eine Breite von 6·6^m. Das Ausmaß der benützbaren Fläche beträgt hier exclusive des Altarraumes kaum 53^{m²}, d. h. die Kirche fasst, durchschnittlich für eine Person 0·4^{m²} gerechnet, bloß rund 130 Personen.

Das Wölbesystem.

Es wurde bereits bemerkt, dass die Grundrisslösung der moldauisch-byzantinischen Kirchen hauptsächlich — wie ja im allgemeinen an jedem Baudenkmal — von der Art und Weise der Einwölbung abhängt und dass bei der in Rede stehenden Stilgattung die fast ausschließliche Verwendung des Kuppelgewölbes und, wo thunlich, einer Tambourkuppel über dem Naos Grundbedingung war. Die Construction dieser letzteren nun hat sich unter empirischer Anwendung der statischen Grundsätze im moldauisch-byzantinischen Stile ganz eigenartig und für diesen Stil geradezu typisch, dabei nicht minder reizvoll entwickelt. Wir werden dies aus der nachfolgenden Beschreibung ersehen, die entsprechend ausführlich behandelt werden soll*).

Die eigentlichen Träger der Kuppel sind die Seitenmauern, beziehungsweise die aus denselben mäßig vorkragenden Seitengurten und die Quergurten. Diese letzteren, sich auf die Seitenwände, respective auf die etwaigen über sie nur wenig vortretenden Consolen oder Kragsteine stützend, erhalten eine entsprechende, oft bedeutende Breite und bilden mit den schmalen Längsgurten, welche ebenfalls auf den Consolen aufruhren, die in ihrem Grundrisse als Quadrat erscheinende Gurtverierung. Von da aus wird der Übergang zum Kuppelring durch vier Pendentifs hergestellt. Während nun an byzantinischen Bauwerken im allgemeinen auf diesem Kuppelringe unmittelbar der Tambour oder die Kuppel sitzt — wie dies auch an moldauisch-byzantinischen Kirchen bezüglich der Blindkuppeln im Pronaos der Fall ist (so in Petrouz, Taf. Nr. 3, Fig. 26 und 27; an der Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 4, Fig. 41 und Taf. Nr. 5, Fig. 42; in Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 46 und 48 etc.) — finden wir nicht auch das Gleiche im moldauisch-byzantinischen Stile bezüglich der Tambourkuppel über dem Naos. Der Grund hierfür liegt in der unverhältnismäßig großen Weite, welche die Laterne bei der einschiffigen Kirchenanlage erhielt und welche mit der gesammten Raumentwicklung nicht in harmonischem Einklange stünde, aus constructiven Gründen wohl auch kaum ausführbar wäre. Der Kuppelring besitzt eben einen Durchmesser, der nahezu gleich der Weite der Vierung ist, und diese ist nur um den doppelten Vorsprung der Seitengurten über die Mauerflächen geringer, als die Lichtweite der Kirche. Einerseits um die Laterne nicht zu massig, andererseits sie mit proportionaler Höhe zur Erscheinung und auch äußerlich zur entsprechenden Geltung zu bringen, fügte man zwischen dem Kuppelringe und dem Laternen-Tambour noch einen Wölbetaeil ein. Dieser dient also zur Vergrößerung der Höhe, hauptsächlich aber als Vermittlungs- oder Übergangsglied zwischen dem weiten Kuppel-

* Das Wesentliche hierüber veröffentlichten wir bereits in einer in der »Österreichischen Monatschrift für den öffentlichen Baudienst«, Heft X, 1895, erschienenen Abhandlung: »Einwölbung und Dachform der moldauischen Kirchen aus dem 14. bis ins 18. Jahrhundert« (mit zwei Abbildungen und einer Tafel).

ringe und der in ihrer Weite auf etwa drei Fünftel reducierten Laterne. Die charakteristische Ausbildung, welche dieser Wölbetaeil in moldauisch-byzantinischen Kirchen erfuhr, wurde geradezu typisch für den Stil derselben und trägt wesentlich zur Erhöhung des Reizes der Naos-Wölbung bei. Die Figuren 46, 47 und 48 auf Taf. 5, bringen dieselbe in einem längs der Hauptachse der Kirche und einem zweiten, in der Diagonal-Ebene AB des Grundrisses geführten Höhenschnitte, sowie in ihrer Draufersicht zur Anschauung. Darnach wird der Übergang vom unteren, weiten Kuppelringe *u* zum oberen kleineren Kuppelringe *o* durch einen niedrigen Tambour erzielt, in welchen ein zweites Gurtenpaar eingebaut erscheint. Dieses bildet eine zweite, in ihrer Weite gegenüber der Hauptvierung wesentlich eingeschränkte Vierung, auf welcher mit Zuhilfenahme kleiner Pendentifs der obere Kuppelring in ähnlicher Weise ruht, wie dies beim unteren Kuppelringe bezüglich der Hauptgurten der Fall ist. Während der untere Kuppelring den unteren, niedrigen Tambour trägt, dient der obere Kuppelring als Träger der Laterne. Die oberen Vierungsgurten verschneiden sich daher gegenseitig und mit dem Tambourmantel derart, dass sie in ihren Anläufen nahezu zu einer Spitze zusammentreffen. Merkwürdigerweise liegen aber die Anlaufpunkte, welche hier und da durch kleine, in eine förmliche Spitze ausgehende Consolen markiert werden, nicht in der Längs- und Querhauptebene des Naos, sondern in zu dieser Ebene um 45° verstellten verticalen Hauptebenen, und dies mit gutem Grunde. Die in der Fig. 48 mit I, II, III und IV bezeichneten Stellen nämlich für die Gurten und die durch dieselbe überleitete Last der Laterne ein viel kräftigeres Widerlager, als die in der Mitte zwischen diesen Punkten gelegenen Stellen des unteren Kuppelringes. Im ersteren Falle trifft eben die Last nahezu direct auf die Scheitel der Hauptgurten, während im letzteren Falle die Last auf die am weitesten auskragenden, also am wenigsten widerstandsfähigen Punkte der unteren Pendentifs übertragen werden würde. Gleichzeitig gewinnt durch die Diagonalstellung der oberen Traggurten das Gewölbe in seiner Gliederung an Abwechslung und Mannigfaltigkeit. Die Laterne, welche ungefähr das anderthalb bis zweifache ihrer Weite zur Höhe erhält, ist schließlich, wie in dem angezogenen Beispiele, in der Regel durch eine glatte Kuppelwölbung überdeckt.

Die Mehrzahl der Kirchen besitzt nun die eben beschriebene Art der Naoswölbung, so z. B. die in Petrouz, Taf. Nr. 3, Fig. 26 und 27, in Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 29, die Spitalskirche in Roman, Taf. Nr. 4, Fig. 30, die Kirche in Alt-Itzkany, Taf. Nr. 4, Fig. 31, die Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 4, Fig. 41 und Taf. Nr. 5, Fig. 42, die Kirchen in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54 und 55, Badeutz u. s. w. Aber auch an Kirchen, in welchen die Naoslaterne weggelassen wurde, findet man diese Art der Wölbung durchgeführt, wie in den Kirchen Reuseni und Parhauz, Taf. Nr. 4, Fig. 33 und 35, und in gleicher Weise im Pronaos oder in der Vorhalle der moldauisch-byzantinischen Kirchen, so im Pronaos zu Parhauz, Taf. Nr. 4, Fig. 35, in der Vorhalle der Episcopie zu Roman, Taf. 5, Fig. 50, u. s. w. Selten nur besitzt auch der Pronaos eine Laternenkuppel, wie z. B. in der Kirche Trei erarhi zu Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 58 und 59.

Ein weiterer Schritt in der Ausgestaltung der Kuppelwölbung und ebenfalls ganz typisch für den moldauisch-byzantinischen Stil wurde durch Verdoppelung der Zahl der oberen Traggurten gethan, wobei indes diese Gurten ihre unveränderte Größe und die gleiche Höhenlage behalten. Zu den vier oberen, diagonal liegenden Traggurten treten nämlich vier neue, welche paarweise parallel zur Längs- beziehungsweise zur Querachse des Gotteshauses liegen und sich mit ersteren lediglich durchdringen. Auf diese Art wird das Linienspiel im unteren Tambour ein besonders lebhaftes, gleichzeitig werden die Gewölbflächen in viele kleinere Theile zerlegt. In der Draufersicht zeigt nun das Gewölbe anstatt eines einzigen, diagonal gestellten Quadrates zwei gegenseitig um 45° verdrehte, ein reguläres Achteck einschließende Quadrate, wie dies in Fig. 53 der Taf. Nr. 6 angedeutet erscheint; an Stelle von vier treten hier acht verhältnismäßig sehr kleine Pendentifs, welche den Übergang zum oberen Kuppelring bilden. In dem angezogenen Beispiele (Dragomirna) geht jedoch der untere cylindrische Tambour durch Ausfüllen der zwischen den

Bogenkanten liegenden sphärischen Ecken in eine abgeschnittene Kuppel über, auf deren innerer Oberfläche das Linienspiel der Gurtbogen lediglich durch aufgesetzte steinerne Rippen wiedergegeben ist. Auch an Blindkuppeln kommt diese reichere Wölbung mit acht oberen Gurten oder Rippen vor, so z. B. in der Vorhalle der griechisch-orientalischen Kirche zu Radautz, beziehungsweise zweimal im Pronaos der Klosterkirche zu Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52 und 53.

Das gegenseitige Durchdringen von Gurtbögen hat ganz speciell der moldauisch-byzantinische Stil ausgebildet. In der romanischen Kunst kommen wohl decorativ sich durchkreuzende Halbkreisbogen an Bogenfriesen vor, Durchdringungen von Traggurten kennt sowohl dieser Stil, als auch die Gothik nicht. Nur in den orientalischen Baustilen findet man Constructionen, auf welche sich das im moldauisch-byzantinischen Stile so häufig angewendete Motiv zurückführen lässt, so an der Saaldecke des Kronrathes der armenischen Königsstadt Ani, an der großen Moschee zu Cordova und an Kuppelwölbungen einzelner assyrischer Bauten. Viollet-le-Duc publiciert z. B. die in Fig. 61 der Taf. Nr. 7 wiedergegebene Wölbung eines assyrischen Saales. Hier erscheinen wohl diagonal oder schräg gestellte, mit einer Spitze anlaufende Tragbögen angewendet; sie durchkreuzen sich jedoch nicht, sondern sie lagern übereinander und vertreten gewissermaßen die Pendentifs. Aus derartigen Constructionen mag sich wohl das orientalische Zellen- oder Stalaktitengewölbe entwickelt haben. Der Kuppel- oder Laternenwölbung kann man noch größeren Reichtum verleihen, wenn man das Gurten-system der unteren Trommel in kleinerem Maßstabe noch an einer eingeschalteten, höher gelegenen zweiten Trommel zur Anwendung bringt, wie dies ähnlich an der oberen Kuppel der Laterne in Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52 und 53, ferner in Putna durchgeführt erscheint.

Auch an den gewölbten Decken der übrigen Räume findet man im moldauisch-byzantinischen Stile, abgesehen von den bereits erwähnten Laternenlöchern, im übrigen der Naoskuppel ähnlichen Wölbungen, charakteristische Constructionen. Besitzt der Raum, wie z. B. eine Vorhalle, eine längliche Gestalt, so zerlegte man die Decke durch eine Mittelgurte in zwei Felder von quadratischer oder nahezu quadratischer Form, in welche nun leicht zwei Kuppeln eingesetzt werden konnten (vergl. die Vorhalle zu Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54, und die der Kirche Treiarhi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 59). Ähnlich verfuhr man späterhin auch betreffs der Herstellung der Wölbung im Pronaos, in erster Linie wohl aus constructiven Gründen. Man zerlegte nämlich die Decke durch eine mittlere Quergurte in zwei Felder, welche hier allerdings länglich ausfielen. Um nun in jedem dieser Felder den quadratischen Raum für die Kuppel zu gewinnen, spannte man in origineller und interessanter Weise stufenförmig übereinander liegende segmentförmige Längsgurten, welche ihre Widerlager einerseits in der Quergurte, andererseits in den Quermauern oder aber in neben denselben liegenden, der mittleren Quergurte gleichgestalteten Gurten finden. Dieserart wurde die Pronaoswölbung in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54, sowie in der Klosterkirche Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52 und 53, hergestellt. Es ist einleuchtend, dass durch die eben beschriebene Deckengliederung gleichzeitig ein besonderer Effect erzielt wurde. Man hatte übrigens schon früher, um nicht eine zu weit gespannte, mehr oder weniger plump aussehende Kuppel im Pronaos zu erhalten, die Vierung für dieselbe durch Anordnung von verschiedenen Quer- und Längsgurten zu verkleinern getrachtet, wie dies beispielsweise aus dem Grundrisse der Kirche zu Reuseni, Taf. Nr. 4, Fig. 33, ersehen werden kann.

Die Apsiden werden durch Halbkuppeln, die Seitenapsiden nöthigenfalls nur durch Kuppelabschnitte überdeckt, wobei häufig der Mittelpunkt dieser Wölbungen eine tiefere Lage erhält, als die Mittelpunkte der Haupttraggurten besitzen. Der Raum zwischen der Halbkuppel des Sanctuariums und der vor derselben gelegenen Haupttraggurte (Triumphbogen) wird durch eine oder mehrere, in ihrer Weite successive abnehmende Gurten ausgefüllt. Hiebei wurden hie und da, wie z. B. an der Miroutz-Kirche in Suzawa, Taf. Nr. 5, Fig. 42, sowohl die Mittelpunkte der Gurten, als auch der Mittelpunkt der Halbkuppel allmählich um wenigstens tiefer liegend angeordnet. Vielleicht geschah dies, wenn

nicht zufällig, nur aus Stabilitätsgründen; jedenfalls wird hiedurch gleichzeitig eine gewisse perspectivische Wirkung erzielt. Merkwürdigerweise findet man eine ähnliche Anordnung an einzelnen Fensterbögen, sowie am Bogenschlusse des Portals der Klosterkirche Studenica in Serbien durchgeführt.

Andere, als die beschriebenen Wölbungen gelangen in moldauisch-byzantinischen Kirchen nur selten und wohl nur für untergeordnete Räume zur Anwendung, so das Tonnengewölbe, z. B. an nachträglich errichteten Vorhallen, wie in Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 29, Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 48, Parhutz, Taf. Nr. 4, Fig. 35; an den etwaigen Zwischenhallen und der darüber liegenden Schatzkammer, wie z. B. in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54; ferner zur Überdeckung der größtentheils in der Mauerdicke liegenden Kämmerchen (Prothesis und Diakonikon) im Sanctuarium u. dgl. Ein durch aufgesetzte profilirte Rippen netzförmig und besonders reich ausgestattetes Gewölbe finden wir in der polygonal abschließenden Vorhalle in Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52 und 53. Abweichenden Kuppel-Constructionen begegnet man in den auf den Tafeln gebrachten Beispielen wiederholt, speciell in den Fig. 60, bezw. 62 und 63 der Taf. Nr. 7, die Vierungskuppeln in Curtea de Argeş, respective in Sa. Maria in Galatz darstellend.

Es ist bekannt, dass in der griechisch-orientalischen Kirche die gottesdienstlichen Handlungen vielfach von Wechselgesängen begleitet werden, und dass deshalb die Kunst des Gesanges eine besondere Ausbildung erfahren hat. Im hochanstrebenden Naos gelangt wohl an und für sich schon der Gesang zur entsprechenden Geltung; der Baukünstler hat aber überdies noch durch Einfügen von flaschenförmigen Thongefäßen, deren Öffnungen (sogenannte Schalllöcher) in der Oberfläche der Wölbungen, und zwar hauptsächlich der Pendentifs liegen, zur Verstärkung des Schalles, das heißt zur Erhöhung der Resonanz, beigetragen. In jedem Pendentif sind drei bis fünf, oft noch mehr »Schallverstärker« eingemauert. Die Fig. 42 und 46 auf Taf. Nr. 5 zeigen die Lage derselben.

Die Wölbungen sind theils aus Ziegel, meist kleinen Formates, theils aus dem leichten Tufstein ausgeführt, welcher letzterer oft aus weiter Ferne herbeigeschafft werden musste. Sachgemäss angeordnete Schließen aus Holz haben hauptsächlich den Zweck, den Druck in den Wölbungen in richtiger Weise zu vertheilen, was besonders in der Naoskuppel mit besonderer Sorgfalt durchgeführt werden musste. Aber auch noch in einer anderen Art sorgten die durch ihre technischen Kenntnisse berühmten byzantinischen Baumeister oder »Mechaniker«, wie man sie namentlich in der früheren Zeit in Byzanz nannte, für die Erhöhung der Stabilität der Laternenkuppel, und zwar durch eine eigenartige Gestaltung des Unterbaues derselben, welcher im Äußern der Baudenkmale, wie wir aus Nachfolgendem ersehen werden, auch in künstlerischer Hinsicht eine besondere Bedeutung erlangte.

Die Naoskuppel im Äußern und die Dachform.

Die trotz theilweiser Verwendung der leichten Tufsteine zur Herstellung der Laternenkuppel noch ziemlich bedeutende Last der letzteren musste der byzantinische Baukünstler möglichst gleichmäßig auf die Haupttraggurten überleiten. Durch diese gelangt sie auf die Seitenmauern, beziehungsweise auf die letztere verstärkenden und die Hauptbasis verbreiternden Seitenapsiden und die etwaigen, die Quergurten stützenden Strebepfeiler oder Mauerverstärkungen. Vor allem anderen muss also die Überleitung der centralen Last der Laterne auf die ziemlich umfangreiche Basis des Gurtenquadrates erfolgen, und diesen Zweck erfüllt der Kuppelunterbau. Im Wesentlichen besteht er aus mehreren, stufenförmig übereinander gelagerten Theilen, von welchen der unterste einen niederen Sockel mit quadratischer, der äußeren Weite der Hauptgurten mehr oder weniger entsprechender Grundform darstellt. Manchmal ist diesem Sockel ein zweiter gleichgestalteter, in den Dimensionen jedoch verringert Sockel aufgesetzt. In der Regel besitzt aber dieser zweite Sockel nicht die quadratische, sondern eine der Form eines Sternes mit gewöhnlich zwölf, seltener acht oder sechzehn Spitzen entsprechende Anlage. Dabei hängt die Theilung der

Spitzen in keiner Weise mit den Kanten der äußerlich gewöhnlich einen polygonförmigen Querschnitt besitzenden Laterne zusammen, ja die Sternform ist sogar nicht immer regulär gebildet, sondern es stehen häufig einzelne, und zwar die gegen die Seitenwände hin gerichteten Spitzen mehr vom Mittelpunkte ab, als die übrigen Spitzen. Der Grund hiefür liegt, wie leicht begreiflich, in der Absicht der möglichsten Verbreiterung der Basis und wirksamsten Überleitung der Last auf die verstärkten Seitenmauern, unter gleichzeitiger möglichster Verringerung des Gewichtes des Sockels selbst. Über diesem Sockel liegt häufig noch ein zweiter, kleinerer, ebenfalls sternförmig gehaltener Sockel, dessen Ausheilung mit der Theilung des unteren Sternes ebenfalls nicht übereinstimmt, der aber gewöhnlich regelmäßig ist. Der Übergang vom oberen Sternsockel zur prismatischen oder cylindrischen Laterne wird passend durch kleine Dachflächen in ähnlicher Weise hergestellt, wie dies bezüglich des Überganges vom untersten quadratischen Sockel zum darüberliegenden sternförmigen der Fall ist. Durch dieses in statischer Hinsicht ganz richtig angewandte, klare Constructionsprincip wird gleichzeitig eine höchst wirksame äußere Gliederung des Laternenunterbaues erzielt, und es werden originelle Formen gewonnen, die in keinem anderen Baustile vorkommen. Zahlreiche Beispiele auf unseren Tafeln bringen diese typische Construction zur Anschauung, so die Klosterkirchen Galata in Jassy und Suczawitza, Taf. Nr. 1, Fig. 1 und 2; die Goliakirche in Jassy Taf. Nr. 2, Fig. 16; die Kirchen in Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 28, und Hertza, Taf. Nr. 4, Fig. 37; die Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 4, Fig. 40; die Klosterkirche Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51; die Kirchen in Solka und Watra-Moldawitza, von welchen die Grundrisse des sternförmigen Unterbaues in den Fig. 56, beziehungsweise 57 auf Taf. Nr. 6 gezeichnet erscheinen, endlich die Kirche Trei erarhi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 58 und 65; an den wallachischen Kirchen (z. B. in Têrgoviște und Curtea de Argeș, Taf. Nr. 2, Fig. 15 und 19), fehlt in der Regel, an moldauischen Kirchen (z. B. an der Episcopie zu Roman, Taf. Nr. 5, Fig. 49), dagegen nur selten der sternförmige Theil des Sockels.

Behufs Verringerung der Last wird die Laterne wohl auch im sogenannten Pfeilerbaue construiert, das heißt es wird an den Ecken der achtseitigen Laterne die Mauerung entsprechend dicker gehalten, wodurch die Seitenflächen verhältnismäßig schwach (nischenförmig vertieft) hergestellt werden können. Den vier nicht mit Fenstern versehenen Seitenflächen lagert man häufig noch kleine Strebepfeiler vor, um hiedurch an Basisbreite für die Laterne zu gewinnen; zugleich wird hiebei auch eine hübsche architektonische Gliederung der Laterne erzielt. Man vergleiche diesbezüglich unter anderem die Kuppelaternen von Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51, Watra-Moldawitza, Taf. Nr. 6, Fig. 57; Trei erarhi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 58 und 65.

Wir haben schon weiter oben erkannt, dass die des rauerer Klimas wegen in der Moldau nöthigen steilen und hohen Dächer, weil sie die Tambourfenster wohl größtentheils verdecken würden, einer Breitenentwicklung des Grundrisses, das ist einer mehrschiffigen Anlage hinderlich sind. Aber selbst an den einschiffigen Kirchen in der Moldau und Bukowina bietet die bedeutende Dachhöhe diesbezüglich noch Schwierigkeiten für den Aufbau, welche man aber hier auf recht geschickte und künstlerische Weise überwand.

Selbst wenn das Dach nicht besonders steil angeordnet wird, verdeckt es, als einfaches, abgewaltes Satteldach construiert, stets den Unterbau der Kuppel, und die Laterne scheidet sich in höchst unschöner Weise gewissermaßen durch die Dachfläche. Man ersieht dies deutlich beispielsweise an der Kirche in Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 45 und 46, deren Dach in seiner jetzigen Form den Laternenunterbau gar nicht sichtbar werden lässt und die Laternenfenster theilweise verdeckt. Auch an fast allen anderen Kirchen der moldauisch-byzantinischen Kunst tritt selten der sternförmige Sockel vollständig zutage (vergleiche Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 28). Früher, d. h. im ursprünglichen Zustande der Kirchen und vor Herstellung der jetzigen plumpen Dachform, war dies nicht so; es kam vielmehr mit dem Laternenunterbau die Laternenkuppel selbst äußerlich

voll und ganz zur Geltung. Das Dach hatte eben eine andere Gestalt, und zwar war es in einzelne Theile aufgelöst, die an und für sich steil waren, und bloß über dem Naos war ein flach gehaltenes Satteldach eingeschaltet. Der Beweis für die letztere Behauptung kann auf mehrfache Art erbracht werden. Die bemalten Kirchen, und es bilden diese die Mehrzahl, besitzen in der Regel im Naos an der rechts vom Eingange befindlichen Stelle der Scheidemauer zwischen Naos und Pronaos, der sogenannten »Widmungswand« (z. B. in Petroutz, Taf. Nr. 3, Fig. 26 bei *W*) die Darstellung des Gotteshauses, welches vom Gründer dem auf dem Throne sitzenden Heilande entgegengebracht wird. Im allgemeinen nur roh dargestellt, lässt die Zeichnung doch die betreffende Kirche mit der jeweiligen Zahl und Lage der Fenster, Nischen u. s. w. erkennen. Diese Darstellungen zeigen nun ausnahmslos das Gebäude mit dem in einzelne Theile aufgelösten, den Laternenunterbau nicht verdeckenden Dache, wie z. B. die Abbildung der Kirche zu Petroutz, Taf. Nr. 7, Fig. 64, ferner in den Kirchen zu Badeutz, Woronetz, Arbora, Watra-Moldawitza, Humora, Suczawitza und anderen. Hätte ehemals das Dach nicht eine ähnliche Form besessen, so würde man die Kirchen wohl nicht consequent derart auf der Widmungswand abgebildet haben. Das bereits früher erwähnte Bild des Klosters Putna aus der Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt ebenfalls die Kirche mit dem gegliederten Dache. Das Bukowinaer Landesmuseum bewahrt ferner ein aus jüngerer Zeit (wohl aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts) stammendes, dilettanthaft gemaltes Aquarell der Klosterkirche Dragomirna, dann den Farbendruck nach einem von Professor F. X. Knapp in den fünfziger Jahren gemalten Aquarelle der Klosterkirche Putna, und auch auf diesen Bildern ist noch das gegliederte, nun bereits durch eine einfachere Form ersetzte Dach zu erkennen. Der directe Beweis für die aufgestellte Behauptung kann übrigens an einzelnen Kirchen selbst erbracht werden. Man bemerkt nämlich innerhalb des heute bestehenden Daches an dem Unterbau, beispielsweise in Solka, Badeutz und Watra-Moldawitza, noch genau die tiefliegenden Anschlusslinien der ehemaligen Dachflächen an die Mauerflächen des Laternenfußes und findet über den Anschlusslinien noch zahlreiche Reste ehemaliger, seinerzeit zutage gelegener Malereien.

Es erwies sich nun allerdings das gegliederte, der Kirche eine prächtige Sihouette verleihende Dach dem rauhen Klima der Moldau und Bukowina gegenüber als ungünstig, und dies, sowie die fehlenden Mittel und mangelnden technischen und künstlerischen Kräfte zur Wende des vorigen und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wo zahlreiche, vielfach unbenutzt und oft ohne Bedachung bestandene Kirchen neuerdings in Benutzung genommen wurden, war die Ursache, dass man ein möglichst einfaches und billiges, wengleich plumpes Dach herstellte. Es wäre zu wünschen, dass bei etwa nothwendig werdenden Restaurierungen nach und nach an allen Kirchen wieder die ursprüngliche malerische Dachform ausgeführt werde; mit Zuhilfenahme der modernen technischen Mittel dürfte man hiebei weder auf Schwierigkeiten in der zweckentsprechenden Herstellung stoßen, noch dürften hiedurch bedeutend höhere Kosten erwachsen. Für die im Zuge befindlichen Reconstructionen der Miroutz-Kirche in Suczawa und der Kirchen zu Solka, Badeutz und Petroutz ist übrigens die ursprüngliche Dachform geplant.

Es liegt im Charakter des byzantinischen Stiles, die Constructionen äußerlich in thunlichster Weise zur Erscheinung zu bringen, und deshalb finden wir unter anderem auch die Kuppel, wie z. B. an der Marien-Kirche zu Constantinopel, Taf. Nr. 1, Fig. 10 und 11, in der Regel kugelschalenförmig oder halbkugelig abgedeckt. In den südlichen Ländern und selbst noch in der Wallachei erscheint aus diesem Grunde das Kuppeldach mehr oder weniger sphäroidisch (vergleiche Têrgoviște, St. Golia in Jassy, St. Demetrius in Craiova, Curtea de Argeș auf Taf. Nr. 2, Fig. 15, beziehungsweise Fig. 16, 18 und 19, ferner St. Athanasius in Bukarest und andere kleine Kirchen in der Wallachei auf Taf. Nr. 3, Fig. 21, beziehungsweise 22); auch die Biserica Trei erarhi in Jassy besaß bis vor kurzem noch kugelförmige Kuppeldächer, Taf. Nr. 7, Fig. 58, die allerdings nicht ursprünglich zu sein scheinen. Mit dem steilen Dache der nörd-

lichen Länder vertrug sich nun eine derartige Kuppeldeckungsart, die an manchen Orten, wo man gab deshalb der Kuppel ein einfaches Zelt Dach, wie dies ja auch die Abbildungen der Gotteshäuser auf der bezüglich der Widmungswand beweisen (vergl. Taf. Nr. 7, Fig. 64). Solche Dächer erhielten auch die Kuppeln der Kirche Trei erarhi zu Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 65, die wallachischen Kirchen im Gebirge (z. B. Câmpulung, Taf. Nr. 7, Fig. 66), während sich im übrigen, gewissermaßen aus der Combination beider Formen, verschieden gestaltete Zwiebdächer entwickelten (vergleiche einzelne Beispiele der Tafeln, insbesondere die Kuppel- und Thurmdachformen, Fig. 67 bis 71 auf Taf. Nr. 7).

Die Kirchenbedachung wurde und wird auch jetzt mit einer größeren Anzahl hoher Kreuze geziert, welche namentlich mit ihren hohen Ketten recht malerisch wirken. Wegen ihrer reichen Ausführung waren von jeher die völlig vergoldeten Kreuze der Kirche in Solka berühmt.

Mauerwerk und Strebepfeiler.

Im allgemeinen erscheint das Mauerwerk aus Bruchsteinen mit vorzüglichem Kalkmörtel ausgeführt, und es sind in dasselbe behufs Vertheilung des Druckes Holzbalken eingelegt. Nur Mauerecken und -Pfeiler werden mit Quadern armirt oder ausgeführt, Wölbungen aber, wie bereits erwähnt wurde, wesentlich mit Ziegeln, und zwar fast durchwegs kleinen Formates, oder Tuffstein gebildet. Für Gewände kommen wohl ausschließlich Hausteine, für Gesimungen Hausteine oder Ziegel zur Anwendung. Selten nur, beispielsweise an der Klosterkirche zu Dragomirna und namentlich an der Biserica Trei erarhi zu Jassy, begegnet man der Quadersteinmauerung in ausgedehnter Weise. An der zuletzt genannten Kirche trägt überdies jeder einzelne Quaderkopf ein besonderes im Flachrelief gehaltenes Ornament. Die in der altbyzantinischen Baukunst, überhaupt in den südlicher gelegenen Ländern beliebte Mauerung mit verschiedenfarbigen Schichten (unter anderem auch an der Demetrius-Kirche in Craiova) ist in der Moldau fast völlig verschwunden. Es erinnert hier lediglich eine an der Westseite der Miroutz-Kirche in Suczawa noch wahrnehmbare, ehemals angebrachte farbige Darstellung verschieden breiter Mauerwerksschichten. Ausnahmsweise kommen noch farbige glasierte Ziegel als selbständige Friese oder als Begleitung von Hausteinfriese vor, unter anderem an den Apsiden und der Laterne der Kirche zu Petroutz, Taf. Nr. 3, Fig. 25, und an dem alten Klostergebäude Zamka bei Suczawa. Einzelne in den Mauerflächen der Miroutz-Kirche in Suczawa bemerkbare glasierte Ziegel kamen wohl nur zufällig vom Bau des nahen Fürstenschlosses dahin.

Die Kirchenmauern besitzen stets eine beträchtliche Dicke, theils um der Zerstörung durch Feindeshand zu widerstehen, hauptsächlich wohl, um den Druck der Wölbungen aufnehmen zu können. Im allgemeinen beträgt, selbst bei Quadermauerung, wie in Dragomirna, ihre Dicke mehr als ein Fünftel der lichten Kirchenweite, so in genannter Kirche, Taf. Nr. 6, Fig. 53, $1'4:6'8 = 1:4'86$; in Petroutz, Taf. Nr. 3, Fig. 26, $1'05:4'5 = 1:4'3$; in Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 29, $1'3:5'5 = 1:4'2$; in Reuseni und Parhauz, Taf. Nr. 4, Fig. 33 und 35, $1'45:6'1 = 1:4'2$; an der Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 4, Fig. 41, $1'6:6'8 = 1:4'25$; in Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 48, $1'2:5'3 = 1:4'4$; in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54, besitzt die Mauer sogar mehr als ein Viertel der lichten Kirchenweite, und zwar $1'9:6'2 = 1:3'3$ an Dicke.

In der spät-byzantinischen Kunst wurde mehr und mehr die monolithische Naoskuppel durch eine Laternenkuppel ersetzt, welche letztere an moldauisch-byzantinischen Kirchen, falls sie überhaupt in Naos Oberlichtfenster besitzen, ausschließlich zur Anwendung gelangte. Mit der auf diese Weise verhältnismäßig erhöhten Kuppel musste nun auch die Höhe des Gotteshauses in Einklang gebracht, das heißt relativ vergrößert werden, und dies namentlich bei den kleineren Langbauten auch deshalb, weil bei ihnen lediglich nur in der entsprechenden Hochführung des Gebäudes das Mittel geboten war, die Kirche äußerlich und auch für den außerhalb der häufig hochgeführten Ringmauern stehenden Beobachter zur imponierenden Wirkung zu bringen.

Kirchen, für deren Errichtung und Ausschmückung bedeutendere Mittel zur Verfügung standen, und namentlich diejenigen aus späterer Zeit, besitzen deshalb die höchsten Umfangsmauern und demzufolge auch die relativ größten Laternenhöhen. So besitzt die Kirche in Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 45 bis 48, bei einer äußeren Breite von $7'7^m$ eine Mauerhöhe von rund $8'0^m$ und eine Laternenhöhe von rund 15^m und eine Gesamtlänge von 25^m . Bei den Kirchen zu Petroutz, Taf. Nr. 3, Fig. 25 bis 27, Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54 und 55 und Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51 bis 53, stellen sich die bezüglichlichen Maße auf $6'6$, $6'8$, circa 14 , $16'7$, beziehungsweise 10 , 12 , circa 24 , $33'4$ und $9'6$, $18'2$, circa 31 und $35'5^m$. Das Bestreben, die Kirchen möglichst hoch zu führen, mag wohl auch mit in der Nothwendigkeit, steile Dächer verwenden zu müssen, gelegen sein, welche eine thunlichste Erhöhung der Laterne und mittelbar dann auch eine verhältnismäßige Erhöhung der Mauern zur Folge hatte.

Mit der wachsenden Höhe nimmt aber bekanntlich die Standfestigkeit der Mauern ab. Man sah sich deshalb, um die nöthige Stabilität zu erzielen, bemüssigt, die Mauerbasis soviel als möglich gegen außen hin zu verbreitern, und dies geschah durch Anwendung eines weit vorspringenden Sockels, welcher dergestalt gleichzeitig auch als Sitzbank dienen konnte und eine dementsprechende, gefällige Form erhielt. Wir finden an vielen der in Rede stehenden Kirchen rundherum laufende Sitzbänke angeordnet, welche also nicht ihrer selbst willen, sondern constructiven Gründen ihr Dasein verdanken. Besonders weit ausladende Sockel zeigen unter anderen die Kirchen zu Têrgoviște und Curtea de Argeș, Taf. Nr. 2, Fig. 15 und 19; Sockel mit Steinbänken die Kirchen zu Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 45, 46 und 48, Detail auf Taf. Nr. 8, Fig. 101 bis 103, Watra-Moldawitza, Humora etc.

Trotz alledem zeigt sich in einzelnen Fällen, dass die Mauern der mittelst der Tragurten auf sie überführten Last der Wölbungen nicht genügend standzuhalten vermochten und dass infolge seitlichen Ausweichens der Widerlager in erster Linie die Gurten an ihren Scheiteln rissig wurden, und derart der Bestand der gesammten Wölbungen gefährdet erschien. In der byzantinischen Kunst bildeten aber derartige Gebrechen kein Novum: ähnliche Erfahrungen hatte man ja bekanntlich längst auch an der Sophienkirche in Constantinopel gemacht, in welchem Falle man sich mit nachträglich hergestellten starken Strebepfeilern beholf. Die älteren, verhältnismäßig niedrigeren moldauisch-byzantinischen Kirchen, namentlich die minder umfangreichen, sowie jene, welche keine Laternenkuppel besaßen (vergl. Petroutz, Taf. Nr. 3, Fig. 25 und 26, Alt-Itzkany, Taf. Nr. 4, Fig. 31, beziehungsweise Reuseni und Parhauz, Taf. Nr. 4, Fig. 32 bis 35, erhielten von vornherein keine Strebepfeiler; bei vielen war man aber bemüssigt worden, denselben später Strebepfeiler vorzulegen; an der alten Kirche zu Badetz kommt man heute, nach mehr als vier Jahrhunderten seit ihrer Erbauung, in die Lage, Strebepfeiler anzuordnen, um hiedurch den weiteren Bestand der Kirche zu sichern. An den späteren, im allgemeinen auch höher geführten Gotteshäusern wurden wohl schon von vornherein Strebepfeiler mit aufgeführt. Sie wurden ein- oder zweimal abgesetzt und erhielten aus den weiter unten besprochenen Gründen stets gothische Formen. Hauptsächlich erwiesen sich Strebepfeiler links und rechts neben den Seitenapsiden als Stützen für die Quer- und Haupttragurten der Naoswölbung als nothwendig, insbesondere da, wo die Seitenwände durch die in der Mauerdicke ausgesparten Kämmerchen Prothesis und Diaconikon geschwächt wurden; man ordnete sie ferner häufig an den Ecken der Westwand in diagonalen Stellung an, endlich legte man der Hauptapsis einen niedrigen, nur bis zur Fenstersohlbank reichenden, massiven Strebepfeiler vor (vergleiche Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 28 und 29; die Miroutz-Kirche — woselbst ein Strebepfeiler infolge der seitlich lagernden Vorhalle überflüssig erschien — Taf. Nr. 4, Fig. 40 und 41 und Taf. Nr. 5, Fig. 42; die St. Georgs-Kirche in Galatz, Taf. Nr. 5, Fig. 43; Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 45, 46 und 48; die Episcopia in Roman, Taf. Nr. 5, Fig. 49 und 50; Trei erarhi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 58 und 59; Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54 und 55 und andere). In Solka erscheinen zwei Paar Strebepfeiler zu einer Art, vor den Seiten-

apsiden angeordneten, Mauerverstärkung zusammengefasst, welche Anordnung, das Fremdartige der gothischen Pfeiler thunlichst abstreifend, in Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51 bis 53, eigenartig weiterentwickelt erscheint. Über die Verwendung von Strebebfeilern in kleinem Maßstabe an den Laternenkuppeln wurde bereits weiter oben gesprochen.

Der Kirchenfußboden liegt immer nur um ein oder ein paar Stufen höher, als das äußere Terrain; häufig erhebt sich über demselben noch der Fußboden im Altarraum um eine Stufe. Eine Ausnahme macht in dieser Hinsicht unter anderen die Klosterkirche Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52, deren Fußboden bereits in der Vorhalle fast 2^m über Terrain liegt und dann gegen den Altarraum hin wiederholt um einige Stufen steigt, bis er zuletzt eine Höhe von 3:3^m über dem äußeren Terrain erlangt. Inmitten des Naos liegt im Fußboden stets der Ambon- oder Analogienstein.

Architektonische Detailformen.

Im allgemeinen erscheinen die Kirchen des moldauisch-byzantinischen Stiles mit verhältnismäßig nur wenigen decorativen Gliederungen versehen. Als älteste, wesentlich byzantinische, auch der romanischen Kunst eigenthümliche Decorations-Elemente sind die Blendarcaden und die Nischen- und Bogenfriese zu bezeichnen, welche häufig, nicht selten als einzige Gliederungen, die Außenwände der Kirchen zieren. In der Regel halbkreisförmig, wohl auch mit geschweiftem Spitzbogen überdeckt, dabei schmal und hoch, gliedern die Blendarcaden gewöhnlich die Apsiden, wohl auch die Laternen, vom Sockel beginnend, ihrer Höhe nach, ob nun diese kreisrunden oder polygonalen Grundriss besitzen (vergl. Petrouz und Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 25 bis 29; Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 45, 46 und 48; St. Ilie bei Suczawa und andere). Kirchen, an welchen sich äußerlich ein Cordongesims herunzieht, besitzen entweder nur unterhalb dieses Gesimses Blendarcaden, wie die Miroutz-Kirche, Taf. Nr. 4, Fig. 40 und 41, oder unter- und oberhalb desselben, und zwar jeweilig selbständig, wie bei den Kirchen in Putna, Alt-Itzkany und an der Johannes-Kirche in Sereth, oder derart, dass das Cordongesims die Arcaden gewissermaßen durchschneidet, wie bei St. Ilie in Jassy, Taf. Nr. 4, Fig. 38 und an der Curtea de Argeş, Taf. Nr. 2, Fig. 19 und 20, wohl auch lediglich oberhalb des Cordongesimses. In dem letzteren Falle gehen sie in den Nischen- und Bogenfriese über, von welchen die Kirche zu Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 28, die Episcopie zu Roman, Taf. Nr. 5, Fig. 49 und die Klosterkirche zu Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51, Beispiele bieten. Die Blendarcaden, Bogennischen und Bogenfriese erscheinen entweder lediglich mäßig unter die Mauerflucht vertieft angeordnet, wie dies beispielsweise in Burduscheny, dann an der Episcopie in Roman und an der Biserica St. Sava in Jassy, Taf. Nr. 8, Fig. 87, beziehungsweise 89, der Fall ist, oder sie werden überdies noch durch Rundstäbe oder sonstige Zierglieder besonders hervorgehoben (z. B. an der Curtea de Argeş, Taf. Nr. 2, Fig. 19 und 20, und Taf. Nr. 7, Fig. 76 und 77), oder aber lediglich mittelst Rundstäben gebildet (St. Ilie in Jassy, Taf. Nr. 8, Fig. 92, Alt-Itzkany etc.). Besonders reich, und zwar von Säulchen oder Doggen und Consolen begleitet, erscheinen die Bogenfriese an der Biserica Trei erarhi in Jassy gestaltet, Taf. Nr. 7, Fig. 58 und 65, und Taf. Nr. 8, Fig. 95 und 96. Gewöhnlich wird auch der Laternenfuß, insbesondere der sternförmige Sockel in seinen Seitenflächen mit Bogennischen verziert (z. B. Burduscheny, Taf. Nr. 3, Fig. 28, Episcopie zu Roman, Taf. Nr. 5, Fig. 49, Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51, Trei erarhi, Taf. Nr. 7, Fig. 58 und 65, Biserica S. Golia in Jassy, Taf. Nr. 8, Fig. 83). An dem zuletzt erwähnten Beispiele erscheinen der geschweifte Spitzbogen (Eselsrücken), sowie der mit mittlerer Spitze versehene Kleeblattbogen angewendet, wie er ähnlich unter anderen auch an der Trei erarhi, Taf. Nr. 7, Fig. 65 und Taf. Nr. 8, Fig. 95, und an der Episcopie zu Roman, Taf. Nr. 8, Fig. 87, vorkommt, besonders aber an wallachischen Kirchen beliebt ist (vergl. die Zimmermannskirche, sowie Stavropoleos in Bukarest, Taf. Nr. 3, Fig. 23, respective Fig. 24).

Im moldauisch-byzantinischen Stile finden wir den Rundbogen sowohl an Blendarcaden, wie auch als Gurtbogen über Fenster- und Thüröffnungen, an den Seitenapsiden im Inneren und dergleichen in charakteristischer Weise durch eine etwas vertieft liegende Fiasche besonders markiert, z. B. an den Arcaden von St. Georgi in Jassy, Taf. Nr. 7, Fig. 81, an den Arcaden, Thür- und Fensterbögen im Äußeren der Miroutz-Kirche, Taf. Nr. 4, Fig. 40 und an den Nischen- und Seitenapsidenbögen derselben Kirche, Taf. Nr. 5, Fig. 42.

Von den an moldauisch-byzantinischen Kirchen im allgemeinen spärlich vorkommenden Gesimsungen besitzt die Mehrzahl derselben byzantinischen Charakter, einschließlich der vielfach angewendeten, auch der romanischen Kunst in ähnlicher Form eigenen, ziegelrohbauartigen Zackengesimse. Thür- und Fenstergewände, sowie Profilierungen an Strebebfeilern sind merkwürdigerweise wohl ausschließlich spätgothisch. Dass der Sockel zumeist eine weite Ausladung besitzt und nicht selten von einer steinernen und rund um die Kirche laufenden Sitzbank begleitet erscheint, wurde bereits oben unter Angabe des Grundes hierfür bemerkt. Das fast immer in Haustein hergestellte Sockelprofil bildet manchmal eine glatte Schräge, häufig ist es indes reich gegliedert, z. B. in Solka, Taf. Nr. 8, Fig. 101 bis 103, ähnlich an der St. Georgs-Kirche in Suczawa; an der Haupteingangsthüre verkröpft sich gewöhnlich das Profil, Taf. Nr. 8, Fig. 104. Der Sockel selbst trägt hie und da, z. B. an der St. Johannes-Kirche in Sereth und an der Kirche zu Alt-Itzkany seiner ganzen Höhe nach ein einfaches Zackengesims oder es befindet sich wohl auch unmittelbar über der Sockelgliederung ein Zackengesims angeordnet, wie unter anderen an der St. Nicolaus-Kirche in Suczawa.

An einfach gehaltenen Kirchen fehlt oft das Hauptgesims; auch sonst besitzt es nur geringe Dimensionen (vergleiche Dragomirna, Taf. Nr. 6 Fig. 51 und 52, Trei erarhi, Taf. Nr. 7, Fig. 58, und Taf. Nr. 8, Fig. 95; es ist nicht selten von Consolen begleitet (zum Beispiel in Putna, Taf. Nr. 8, Fig. 116) und besteht wohl auch lediglich aus einer von Consolen getragenen Platte wie in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 55, und Taf. Nr. 8, Fig. 117 und 118. Ähnlich dem Hauptgesims der Goteshäuser, zumeist aber einfacher und ohne Consolen, sind die Bekrönungs- oder Abschlussgesimse der Laternen, sowie der Laternenfüße gestaltet, wie aus den oben angezogenen Beispielen ersehen werden kann. Ungemein reich, mit stalaktitenartigen Motiven, ist das Hauptgesims, von einer bekrönenden Blattrihe begleitet indes das Gesims an der Laterne der wallachischen Curtea de Argeş, Taf. Nr. 2, Fig. 19 und Taf. Nr. 7, Fig. 73 bis 76.

Das gewöhnlich mit diagonal liegend oder aufrecht stehend angeordneten Ziegeln ausgelegte Zackengesims kommt, außer, wie erwähnt, am Sockel, in reiner Form als Cordongesims im Äußeren, z. B. an der Nicolaus-Kirche in Suczawa, wohl auch doppelt, in Begleitung eines zwischen beiden Gesimsen liegenden Wulstes, wie an der St. Johannes-Kirche zu Sereth, der Miroutz-Kirche in Suczawa, Taf. Nr. 5, Fig. 42, und anderen, ferner, wie z. B. in Putna, Taf. Nr. 8, Fig. 116, an den Bögen der Blindarcaden, endlich in verschiedenen Formen an den Laternen- und Kuppelwölbungen im Inneren der Kirchen vor (vergl. Miroutz-Kirche, Taf. Nr. 5, Fig. 42, Kirche in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 55).

Die typische Form des Cordongesimses ist indes der kräftige Wulst, häufig von Zackengesimsen, wohl auch glasierten Ziegelschichten (z. B. in Zamka bei Suczawa) oder gar von gravierten Marmorriesen, wie an der Biserica Trei erarhi, (Taf. Nr. 7, Fig. 58 und Taf. Nr. 8, Fig. 95 M), begleitet. Gewöhnlich aus Stein gemeißelt, erhält der Wulst eine seilartige Gestalt, wie an der Curtea de Argeş (Taf. Nr. 2, Fig. 19, und Taf. Nr. 7, Fig. 77), und eine ähnliche ganz specielle Form an vielen moldauischen und Bukowiner Kirchen, z. B. in Dragomirna (Taf. Nr. 6, Fig. 51 und 52), an der Biserica Trei erarhi in Jassy (Taf. Nr. 7, Fig. 58 und Taf. Nr. 8, Fig. 95 und 96). Gerade an der durch die Wölbungen am meisten in Anspruch genommenen Stelle des Cordongesimses befindet sich der als kräftiges Seil oder Tau erscheinende Wulst und bringt hiedurch das sichere Zusammenhalten der Außenwände, sowie mittelbar das Spiel der im Bauwerke auftretenden

Wir den Rund-
bogen über
im Inneren
eine etwas
z. B. an den
g. 81, an den
Miroutz-Kirche,
Seitenapsiden-

nen im allge-
m. die Mehr-
lich der viel-
in ähnlicher
c. Thür- und
ern sind merk-
ess der Sockel
elten von einer
bank begleitet
Grundes hiefür
e Sockelprofil
es indes reich
101 bis 103,
n der Haupt-
l, Taf. Nr. 8,
la, z. B. an
Kirche zu Alt-
Zackengesims
er der Sockel-
er anderen an

Hauptgesims;
ergleiche Dra-
i, Taf. Nr. 7,
iten von Con-
8, Fig. 116)
Consolen ge-
55, und Taf.
gesims der
Consolen, sind
rne, sowie der
nen Beispielen
aktitenartigen
den Blattreihe
wallachischen
Nr. 7, Fig. 73

frecht stehend
kommt, außer,
dongesims im
a, wohl auch
sen liegenden
der Miroutz-
en, ferner, wie
den der Blind-
den Laternen-
n vor (vergl.
a, Taf. Nr. 6,

es der kräftige
sierten Ziegel-
r von gravier-
i, (Taf. Nr. 7,
lich aus Stein
it, wie an der
r. 7, Fig. 77),
ldaischen und
Fig. 51 und 52),
g. 58 und Taf.
Wölbungen am
ordongesims
einende Wulst
n der Außen-
e auftretenden

Kräfte in klarer und kunstgemäßer Weise zum Ausdruck. Im moldauisch-byzantinischen Stile kann die besondere Gestalt des Wulstes aus drei Stäbchen entstanden gedacht werden, welche je eine kurze Strecke zu einander parallel laufen und dann, gewöhnlich abwechselnd, eine einfache Windung nach rechts, beziehungsweise nach links machen. Diese ungemein beliebt gewordene, unseres Wissens in keinem anderen Baustile verwendete Form, die wir als »verknüpfter Wulst« bezeichnen wollen, findet sich in byzantinischen Miniaturen angedeutet, sowie auf Analogia vom Berge Athos, endlich an einem Initial im Reisebrevier Johannes v. Neumarkt's aus der Mitte des 14. Jahrhunderts skizziert. Im moldauisch-byzantinischen Stile beschränkt sich die Anwendung des verknüpften Wulstes nicht bloß auf Gesimse (vergl. auch das Detail des Cordongesimses der alten Metropole in Bukarest, Taf. Nr. 7, Fig. 80, dann das Detail vom Hauptgesims der Biserica St. Sava in Jassy, Taf. Nr. 8, Fig. 89, sowie das Bekrönungsgesims der Laterne kuppel der Biserica Trei erarhi, Taf. Nr. 7, Fig. 65), sondern es wird derselbe auch als Gurtbogen (in Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 54 und 55; in ausgedehntem Maße in Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52 und 53; an der Grabnische in Watra-Moldawitza, Taf. Nr. 8, Fig. 115); als consolarartiges Säulenstück oder als Wand- oder vollständige Säule (Solka, beziehungsweise Dragomirna; Biserica Alba in Roman, Taf. Nr. 8, Fig. 90; ferner Trei erarhi, Taf. Nr. 8, Fig. 99; Grabnische in Watra-Moldawitza); als Umrahmungsgesims (am Sternsockel und den Seiten der Laterne der Biserica Trei erarhi, Taf. Nr. 7, Fig. 65), ja sogar als Pfeilercapital (Halle des Einfahrtsturmes in Watra-Moldawitza, Taf. Nr. 8, Fig. 121; ähnlich in Burduscheny, Dragomirna u. a.) benützt. Nicht minder finden wir hier den verknüpften Wulst in der Kleinkunst angewendet und zwar in Holz geschnitten als Säulchen an Lesepulten (Burduscheny etc.); als Schlagleiste an Triptycha (Watra-Moldawitza u. a.); in Silber getrieben an Einbanddecken für Evangelienbücher (in Dragomirna). Die einzelnen Stäbe des verknüpften Wulstes werden manchmal durch eingemeißeltes Blattwerk verziert (Grabnische in Watra-Moldawitza, Taf. Nr. 8, Fig. 115; Cordongesims der Biserica Trei erarhi in Jassy, Taf. Nr. 8, Fig. 95); nicht selten werden Schildchen u. dgl. aufgesetzt (vergl. Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 52; Solka, Taf. Nr. 6, Fig. 55; Trei erarhi, Taf. Nr. 8, Fig. 99). Schildchen bilden überhaupt ein beliebtes Decorationsmotiv, z. B. consolarartig angewendet (Episcopie zu Roman, Taf. Nr. 8, Fig. 88; Biserica Alba zu Roman, Taf. Nr. 8, Fig. 90); ferner an Fenstern (Watra-Moldawitza, Taf. Nr. 8, Fig. 112); an Steinbalkenköpfen (ebenda, Taf. Nr. 8, Fig. 122) etc. Als einfacher Dienst tritt der Wulst namentlich auch an der innerlich zumeist kreisrund gestalteten Laterne behufs verticaler Gliederung derselben auf.

Schon oben wurde hervorgehoben, dass die Strebe Pfeiler-Deckplatten zumeist gotische Profilierungen zeigen und dass die Thür- und Fensterformen fast ausschließlich spätgotischen Charakter aufweisen. Strebe Pfeiler-Gesimse sind, und zwar aus Solka, auf Taf. Nr. 8, Fig. 119 und 120, abgebildet; eine abweichende Form findet sich diesfalls an der Biserica Trei erarhi in Jassy (Taf. Nr. 8, Fig. 96).

Die Thüren, wohl immer einflügelig, sind sehr klein und erreichen kaum einen Meter Breite und zwei Meter lichte Höhe. Die Haupteingangsthüre hat in der Regel einen geraden Sturz und eine einfache Umrahmung, besitzt aber noch ein zweites, gedrückt-spitzbogig gestaltetes, portalartiges Rahmenwerk, derart, dass über der Thüre ein zur Aufnahme des Bildes des jeweiligen Schutzpatrons bestimmter Tympanon verbleibt. Nicht selten ist überdies eine dritte, und zwar rechtwinkelige Umrahmung angeordnet, wie dies in typischer Weise die Thüre aus Watra-Moldawitza (Taf. Nr. 8, Fig. 104 und 105) zeigt. Derart erscheint das Gewände durch ein reiches Stabwerk gegliedert, das einzelweise runden oder birnförmigen Querschnitt besitzt und vermittelt Basen auf hübsch verzierten Postamenten ruht. Die Stäbe, durch tiefe Hohlkehlen von einander geschieden, kreuzen sich häufig an den rechtwinkeligen Ecken, wie in dem citierten Beispiele — manchmal auch an Spitzbogen (z. B. in Solka); zuweilen (z. B. in Radautz) hat der Sturz der Hauptthüre die Form eines flachen Kleeblattbogens. Die zuletzt erwähnte Form

besitzen sehr häufig die Zwischenthüren, an denen das Kreuzen des verhältnismäßig flacher und einfacher gehaltenen Stabwerkes gewöhnlich in reichem Maße auftritt (vergl. die Thüre zwischen Naos und Pronaos aus Woronetz, Taf. Nr. 8, Fig. 106 und 107) und einzelne durch die Stäbe gebildete Felder häufig durch runde oder quadratische Rosetten u. dgl. ausgefüllt erscheinen, z. B. in Solka. Vorhallenthüren sind verhältnismäßig einfacher ausgestattet (Woronetz, Taf. Nr. 8, Fig. 101 bis 103). Zu bemerken ist noch, dass oft zu beiden Seiten der inneren, stets glatt gehaltenen Thürlaibung der Haupteingang- und wohl auch der Zwischenthüren — Mauerlöcher ausgespart wurden, um die Thüren von innen aus durch Vorlegbalken gegen das Aufsprengen zu sichern.

Verhältnismäßig sehr klein, oft unter 30^{cm} Breite und 80^{cm} Höhe, sind die Kirchenfenster, insbesondere jene des Naos gehalten, und überdies noch fest vergittert. Manchmal ist das Steingewände derselben gegen außen nur abgefast, im allgemeinen aber besitzt es eine Stabwerk-Umrahmung mit spätgotischen Formen. In der Anordnung des Fenstersturzes, der gerade (Taf. Nr. 8, Fig. 109 und 114) spitzbogig (Taf. Nr. 8, Fig. 112) geschweift-spitzbogig (Taf. Nr. 8, Fig. 100) kleeblattförmig (Taf. Nr. 8, Fig. 108) u. dgl. sein kann, herrscht ziemlich große Freiheit. Von dem gegenseitigen Überkreuzen der Stäbe wird in ausgedehnter Weise Gebrauch gemacht. Die auf Taf. Nr. 8 als Beispiele gebrachten Fenster aus Woronetz (Fig. 109 bis 111), Badeutz (Fig. 114), von der Biserica Trei erarhi in Jassy (Fig. 100) und besonders das aus Radautz (Fig. Nr. 108) zeigen, dass es die Steinmetze verstanden, mit den innerhalb einer glatten Wandfläche liegenden ansprechenden Umrahmungen eine prächtige Wirkung zu erzielen. Die aus späterer Zeit stammenden Fenster, vornehmlich die der Vorhallen, sind größer und in der Regel als zwei- oder dreigeheilte, mit reichem gotischen, oft fischblasenförmigen Maßwerk versehene Oeffnungen gehalten, so in Putna; an der Demetrius- und Georgs-Kirche in Suczawa; in Watra-Moldawitza, beziehungsweise in Woronetz (Taf. Nr. 5, Fig. 45 und 46) u. s. w.

Von sonstigen decorativen Details der moldauisch-byzantinischen Kirchenbauten sind außer den bereits gelegentlich der Besprechung des Mauerwerkes erwähnten Friesen aus glasierten Ziegeln und der ornamentalen Behandlung der Quaderköpfe an der Biserica Trei erarhi, sowie den vielfach vorkommenden Schildchen, noch die Rosetten hervorzuheben, welche in ausgedehntem Maße äußerlich die Laterne in Dragomirna, Taf. Nr. 6, Fig. 51, dann die Bogenfriese und Kuppeln des erstgenannten Gotteshauses schmücken; die gewöhnlich in Kerbschnittmanier ausgemeißelten Rosetten auf im übrigen glatten Consolen, Thorbogensteinen (St. Golia in Jassy, Taf. Nr. 8, Fig. 84); Dragomirna etc., wohl auch an Fenstersohlbanksteinen (Radautz, Taf. Nr. 8, Fig. 108); in gleicher Manier hergestellte Wappenthiere (z. B. an den Thorbogensteinen in Watra-Moldawitza, Taf. Nr. 8, Fig. 123 und 124); endlich die fast an keiner Kirche fehlenden Inschrifttafeln mit kirchenslavischer Schrift, welche häufig auch von Schildern mit dem moldauischen Wappen (Auerkopf) begleitet sind, wie ein solches von der Demetrius-Kirche zu Suczawa in Fig. 125, der Taf. Nr. 8, abgebildet erscheint. Befestigte Klöster besitzen häufig ein Wappenschild am Eingangstürme.

Unser besonderes Interesse erregen schließlich noch die Grabsteine. Trapezförmig, eben mit dem Fußboden oder etwas über demselben erhöht liegend, tragen sie nebst einer ausgedehnten, von einem fortlaufenden geometrischen Ornamente begleiteten Umschrift in kirchenslavischen beziehungsweise auch armenischen Lettern im Mittelfelde ein in der Regel sehr hübsch stilisiertes romanisch-byzantinisches Ornament auf mäßig vertieftem Grunde. Im 16. Jahrhundert finden wir öfter das gotische blinde Maßwerk für die Grabsteine angewendet (Putna); später weicht diese Verzierungsweise einer anderen, welche hauptsächlich das byzantinische Rankenwerk mit der Traube benutzt. Einzelne Gräber, wie u. a. das als Beispiel gebrachte des Bischofs Ephrem in Watra-Moldawitza aus dem Jahre 1619 (Taf. Nr. 8, Fig. 115) erhielten eine baldachinartige Überwölbung. Wohl das schönste Beispiel dieser Art ist die aus dem Jahre 1503 stammende Grabnische (Kiwot) des Bojaren Luba Arbure in Arbora.

Sie besteht aus zwei in der Form gothischer Strebpfeiler gehaltenen, auf gekuppelten runden Diensten ruhenden Seitenwänden, zwischen welche sich gewölbartig ein ausgemeißelter Stein legt, dessen Vorderseite in elegantem gothischen Maßwerk die Form eines gedrückten Kielbogens besitzt. Über demselben ist in kirchenslavischen Lettern die Inschrift angebracht, während die Ecken mit zwei hübsch gemeißelten Schildchen ausgefüllt sind.

Decorative Plastik und Malerei.

Wie das israelitische Volk und das erste Christenthum von jeher die figurale Plastik, welche im heidnischen Alterthum zu einer noch heute kaum erreichten Blüte gedieh, aus Furcht der Vielgötterei zu verfallen, perhorrescierten, so hielt es bis jetzt strenge auch die griechisch-orthodoxe Kirche. Kein einziges Standbild schmückt das byzantinische Gotteshaus, und die Plastik musste sich auf das verhältnismäßig bescheidene Gebiet der architektonischen und decorativen Steinsculptur, über die wir weiter oben bereits berichteten, sowie auf die Kleinkünste beschränken. In den letzteren aber erzielte sie und namentlich in den Holz- und Elfenbeinarbeiten, welche gerade im Oriente, dem eigentlichen Vaterlande dieser uralten Technik blühten und in der Folge dem Abendlande als Muster dienten, bedeutende Erfolge. Vor allem sind es die in reicher Bemalung und Vergoldung gehaltenen Ikonostasen in moldauisch-byzantinischen Kirchen, welche ausnahmslos aus Holz und nicht, wie hie und da, z. B. in Georgien und am Athosberge, aus Stein, stets aber in mehrgeschossigem Aufbau hergestellt sind und in ihren älteren Exemplaren vielfach das halb naturalistisch gehaltene Rankenornament mit der Traube zeigen.

Die Holzschnitzerei erstreckt sich ferner auf den, gewöhnlich neben der Widmungswand befindlichen sogenannten Thronessel und auf die in den Seitenapsiden halbkreisförmig stehenden, wohl auch längs anderer Wände angeordneten Strani oder Stehlehnen, die zum Theile in ähnlicher Weise, zumeist aber mit originellen Kerbschnittarbeiten und nach orientalischem Muster mit aus gedrehten Doggen hergestelltem Gitterwerk, ab und zu auch mit gothischem Maßwerk versehen sind. Sängerpulte, Triptycha u. dgl., sowie endlich die mikrotechnischen Schnitzereien in Sandel- und Buchholz sowie Elfenbein als Bilder, Handlungen oder Scenen aus der biblischen Geschichte darstellend, sind rein byzantinisch und zeugen von einer ans Wunderbare streifenden Kunstthätigkeit. Gut vertreten ist auch die Metallplastik in ritualen Gefäßen, Ciborien, Rauchfässern, Handkreuzen, Leuchtern, Einbanddecken u. s. w. Es würde zu weit führen, hierüber, sowie über die kostbaren und vortrefflichen, oft mit zahllosen Perlen besetzten Stickereien in Seide an Meßgewändern, an sogenannten Grabdecken u. dgl., sowie endlich über die Tafel- und Wandmalereien ausführlich zu berichten, womit wir uns eingehend in dem Capitel »Plastik und Malerei« des im Erscheinen begriffenen Bandes »Bukowina« des Werkes »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild« beschäftigt; nur über die Wandmalerei, welche ja innig mit dem Bauwerke zusammenhängt, sei es gestattet, noch das Wichtigste mitzuthellen.

Nach den verheerenden Bilderstreitigkeiten hatte die Synode vom Jahre 842 die Malerei wieder gestattet. Die orientalische Kirche griff gierig nach derselben, um, mangels figuraler Plastik, wenigstens mit dem Pinsel die Heiligengestalten zur Darstellung zu bringen. Fast Alleinherrscherin im Reiche der decorativen Künste, entwickelte sich im moldauisch-byzantinischen Stile bald recht ausgedehnt die Malerei, freilich ohne es zu einer hohen oder hervorragenden Kunstentfaltung zu bringen. Ihr Zweck nämlich war hier bald ein pädagogischer und, des bedeutenden Umfangs wegen, trotz figuraler Darstellungen, theilweise ein ornamentaler oder ornamental wirkender, geworden. Da die orthodoxe Kirche in Bezug auf den Inhalt und selbst auf die Vertheilung der einzelnen Bilder nach und nach Vorschriften erließ, die zum Theile noch heute befolgt werden, so konnte die Individualität des Künstlers nur in bescheidenem Maße zur Geltung gelangen. Vorwiegend als Dienerin des Cultus sollte sie den Alphabetikern den Inhalt der Bibel vermitteln; sie sollte dem demüthig Gläubigen die frommen Thaten und die Leiden der Heiligen und Märtyrer, die freiwilligen, harten Opfer der

Büßenden und die verabscheuenswürdigen Laster, Greuel und Sünden der bösen und ketzerischen Menschen vor Augen führen; sie sollte die Freuden des Himmels, sowie die Qualen der Hölle schildern, damit der Gute das Böse meide und in der Anwartschaft auf den Lohn des Himmels stets die Bahn eines gottgefälligen Lebens wandle; der bereits auf Abwege gerathene Gläubige aber in sich kehre und mit neuen Vorsätzen wieder den Weg des Heiles betrete.

Um die hundert und hundert Beispiele im Bilde unterzubringen, mussten sämtliche Wand- und Wölbeflächen, selbst die Laibungen der Thüren und Fenster in Anspruch genommen werden. Oft nur durch ein schmales Band oder durch einen Strich von einander geschieden, reihen sich die einzelnen Figuren oder Scenen neben und über einander. Selbst die Außenwände des Gotteshauses wurden, namentlich an Klosterkirchen, für die Darstellungen benutzt (vergleiche Woronetz, Taf. Nr. 5, Fig. 45), und es erscheint auf diese Weise auch noch der Klosterhof, beziehungsweise die Umgebung der Kirche als geheiligter Ort gekennzeichnet. Einem Teppiche gleich überzieht derart die Malerei, in ihrer Feldereinteilung sich keineswegs an die architektonischen Linien haltend, und fast unbekümmert um Fenster- und Thüröffnungen, Strebpfeiler u. dgl., die Flächen. Das Teppichartige kommt umso mehr zur Erscheinung, als die Sockel eine draperieartige Bemalung erhalten.

Die Bilderwand und das zugehörige Proskynitarion, auf welchen das jeweilige Festbild (des Tages) zu liegen kommt, enthalten die wichtigsten, im Zusammenhange mit dem Gottesdienste stehenden Darstellungen; die Wandmalereien bilden hiezu eine wünschenswerte Ergänzung, so dass die gesammte malerische Ausschmückung eine harmonische Verkörperung des kirchlichen Gedankens bildet. Hoch oben, im Fond der Kuppel, thront der Heiland, der Pantokrator oder Allmächtige, milde herablickend auf die andächtige Gemeinde und umgeben von den Chören der Engel, Propheten und den in den Pendentifs abgebildeten Evangelisten. Im Naos sind die oberen zwei Reihen gewöhnlich mit Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesus Christus, sowie aus dem Leben der Gottesmutter ausgefüllt, während die unterste Reihe Gestalten von Heiligen, sowie das bereits erwähnte Widmungsbild — die Übergabe der Kirche seitens des Stifters an Christum — trägt. Im Sanctuarium finden wir häufig die Himmelfahrt Christi, Bilder aus der göttlichen Liturgie, die Muttergottes als Allheilige oder Panagia, die heiligen Bischöfe etc., während der Pronaos unter anderen Darstellungen hauptsächlich solche aus dem Lebens- oder Leidensgange des Kirchenpatrons enthält. Das große Bild der Wiederkunft Christi, das ist das jüngste Gericht, fehlt selten und füllt die Westwand in der Vorhalle oder am Außen der Kirche. Für die Außenmalerei ist der Inhalt vielfach dem alten Testamente entnommen; auch mehr oder weniger profane Darstellungen finden hier ihren Platz, so die Belagerung Constantinopels durch die Türken, die Überbringung des Leibes des heil. Johannes Novi in die Burg Suzzawa, Porträtgestalten u. dgl.

Was die Technik der Wandmalereien betrifft, so sind dieselben auf einer gut geglätteten, im allgemeinen jedoch den Unebenheiten der rohen Bruchsteinwand folgenden Schichte fetten Mörtels aufgetragen, dem, behufs genügenden Haftens an der Wand und Verhütung des Rissigwerdens, langfaserige, zähe Gräser oder Kälberhaare beigemischt wurden. Die benützten Farben decken gut und erscheinen kräftig und satt. Zwischen den aus verschiedenen Zeitperioden stammenden Malereien der einzelnen Kirchen ist weder in der Technik der Malerei, noch im Stile und ihrer Detailbehandlung, ein selbst nur geringer Unterschied bemerkbar; es hat vielmehr noch den Anschein, als ob die Darstellungen gleichen Inhaltes an verschiedenen Kirchen gegenseitige Copien wären. Es sind andererseits die Malereien an einer und derselben Kirche nicht gleichwertig: die Köpfe, vielfach recht ausdrucksvoll, rühren, wie man deutlich erkennt, sowie die Hauptconception, von einem Meister her, während alles Übrige, einschließlich der Staffage, das Handwerksmäßige nicht verkennen lässt und jedenfalls von Hilfskräften besorgt wurde. So ist nun auch die Thatsache erklärlich, dass die gesammten Wandmalereien einer Kirche in der Regel, wie

mehrfach nachgewiesen ist, innerhalb eines Jahres ausgeführt wurden. Trotz Derbheit und theilweiser Unbehilflichkeit in der Darstellung wirkt doch das Ganze, infolge der ziemlich gleichmäßigen Vertheilung der satten Töne, sowohl im Halbdunkel der Innenräume, als auch im Äußern der Kirchen recht ruhig und harmonisch.

Schon sehr frühzeitig standen die Wandmalereien im moldauisch-byzantinischen Stile in Anwendung, wenn sie auch nicht das Alter der Malereien an byzantinischen Objecten in Griechenland und Grusien erreichen, woselbst manche Malereien bis ins 11. und 10. Jahrhundert zurückreichen. Ziemlich gut erhaltene Malereireste finden sich z. B. noch an den Ruinen der im Jahre 1401 erbauten älteren Klosterkirche zu Watra-Moldawitza, welche vielleicht noch aus dieser Zeit, spätestens aber aus 1531 stammen, in welchem Jahre, infolge vorhergegangener Devastation des alten Klosters, angeblich durch einen Wolkenbruch, das neue Kloster erbaut worden war. Auch die Ruinen der Kapelle am Fürstenschlosse in Suczawa, dessen Bauzeit allerdings heute noch nicht festgestellt ist, zeigen Malereireste, wie die, der Überlieferung nach ungefähr im Jahre 1513 theilweise verfallene und seither nicht mehr benützte Miroutz-Kirche in Suczawa. Auf der Widmungswand der Kirche zu Radautz ist das Gotteshaus ohne Vorhalle dargestellt, ein Beweis, dass die Malerei älter als die Vorhalle, die 1559 errichtet wurde, ist. Die Ausmalung der Woronetzker Kirche stammt inschriftlich aus dem Jahre 1546, das ist der Zeit der Errichtung der Vorhalle durch den Metropolitengregor Roschka. Es ist nicht völlig ausgeschlossen, dass damals vielleicht nur eine Erneuerung der Malerei stattfand, da ja auch an der Kuppel der Klosterkirche zu Watra-Moldawitza zwei Schichten von Malereien nachgewiesen werden können. Einzelne Wandmalereien theilen das Schicksal mit solchen georgischer Kirchen, woselbst sie durch Tataren in muthwilliger Weise beschädigt wurden (Watra-Moldawitza; Kapelle am Fürstenschlosse in Suczawa).

Die Künstler und Werkleute.

Wir haben nun den moldauisch-byzantinischen Stil in seiner charakteristischen, klaren Durchbildung einschließlich der Malerei und mit all jenen Eigenthümlichkeiten, mit welchen er sich vom 14. bis ins 18. Jahrhundert entwickelte, kennen gelernt und es drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: durch welche Umstände wurde insbesondere die erkannte, fast consequent vorkommende Verquickung gothischer und byzantinischer Formenelemente herbeigeführt, und welche waren die Meister und Werkleute, welche an der Errichtung und Ausstattung der einzelnen Bauten thätigen Antheil nahmen und Hand anlegten?

Stehen uns zur Beantwortung dieser Fragen bis jetzt allerdings nur verschwindend wenig directe Daten zur Verfügung, so wird es uns doch gleichwohl gelingen, hierauf in befriedigender Weise Aufschluss ertheilen zu können. Wir haben schon weiter oben erfahren, dass der Baukünstler der prächtigen Kirche in Curtea de Argeş, namens Emanuel Gomez oder Manoli kein Landeskind, sondern, der Tradition gemäß, ein Spanier war, der sich längere Zeit hindurch in Constantinopel aufhielt und dann nach Bukarest gieng. Bezüglich der Christi-Himmelfahrts-Kirche zu Jassy wird ein gewisser Peter oder Mircian Scop als Baumeister genannt, während man aus dem in der Vorhalle der Klosterkirche zu Dragomirna befindlichen griechischen Inschriftstein den Namen des Architekten: Dima aus Nicomeden, herauslesen wollte. Es wird endlich berichtet, dass Fürst Basil Derman Isak vom heiligen Berge nahm. Auch über die Steinmetze sind uns bis jetzt keine sicheren Daten bekannt, und nur eine Notiz auf der in der Radautzer Kirche befindlichen Grabplatte des Wojvoden Bogdan I, welche Stephan der Große herstellen ließ, besagt: »Diesen Grabstein hat gemacht Meister Jan.« Dagegen wissen wir, dass, wie schon Rom hauptsächlich nur griechische Künstler beschäftigte, namentlich auch Kaiser Justinian behufs Durchführung der zahlreichen Bauten in Byzanz und im ganzen oströmischen Reiche »Mechaniker« und

Werkleute aus Griechenland und Klein-Asien berief; dass insbesondere die Erbauer der Sophienkirche Fremde, aus Tralles und Milet, waren; dass ferner die georgischen Bauten vielfach griechischen Künstlern zugeschrieben werden, wie von jeher auch die in Griechenland und auf der Balkanhalbinsel zerstreut wohnenden Zinzaren oder Kuzo-Wallachen als tüchtige, in der Fremde sich verdingende Bauleute des byzantinischen Styles bekannt waren, und dass Wladimir, wie früher Priester, bald auch Baumeister aus Griechenland nach Russland berief. Auch in der Moldau und Bukowina, wo, wie bereits hervorgehoben, das Gewerbe zu jener Zeit gewiss noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, dürften es ebenfalls nicht einheimische, sondern aus südlicher Gegend herbeigerufene Baukünstler gewesen sein, welche die Gotteshäuser, wenigstens die älteren derselben, errichteten oder planten. Das moldauisch-byzantinische Gotteshaus zeigt nun in seiner Grundgestalt die größte Ähnlichkeit mit den Kirchen auf der griechischen, nur mit Klöstern und Skiten besetzten, seit dem 10. Jahrhundert als Kunstcentrum des spät-byzantinischen Stiles bekannten Athos-Halbinsel. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, dass die griechisch-orientalischen Klöster in der Moldau und Bukowina, insbesondere auch Skit mare in Pokutien, mit den Mönchen vom »heiligen Berge Athos« in innigem Contacte standen, lässt es als sicher erscheinen, dass bezüglich der Anlage der in Rede stehenden Kirchen lediglich die Athoskirchen als Vorbilder dienten, ja es ist höchst wahrscheinlich, dass baukundige Athosmönche die Bauausführungen der Kirchen ebenso besorgten, wie dies bezüglich anderer Kunstthätigkeiten und insbesondere — wie wir weiter unten sehen werden — der Malerei der Fall war. Dem ausführenden Baukünstler standen selbstverständlich wohl einheimische Hilfskräfte und Handlanger und namentlich auch Steinmetze zur Verfügung, welche letztere sich unter den in der Moldau bereits angesiedelten oder aus Polen und Deutschland und namentlich aus Siebenbürgen (mit welchem Lande die Moldau in commercieller Hinsicht mannigfaltige Beziehungen unterhielt) berufenen deutschen Gewerbsleuten befanden. Dass die verwendeten Hausteine durch deutsche Steinmetze bearbeitet wurden, beweisen direct die bisher aufgefundenen Steinmetzzeichen an der ehemaligen Klosterkirche Humora, an der St. Demetrius- und St. Georgs-Kirche in Suczawa, an dem alten Fürstenschlosse daselbst und an den Klosterbauten Dragomirna und Burduscheny, von denen, wenigstens bezüglich der drei zuerst angeführten Bauten nachgewiesen ist, dass die bezüglichen Zeichen ihrem graphischen Charakter nach unzweifelhaft der deutschen Steinmetzbruderschaft aus der betreffenden Bauzeit, nämlich aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, angehören. Und nun findet auch die merkwürdige Thatsache der fast ausschließlichen Verwendung rein gothischer, also vollständig fremdartiger Detailformen an den Thür- und Fenstergewänden der moldauisch-byzantinischen Kirchen, das ist die Verquickung zweier heterogener Stilarten, seine natürliche Erklärung: die deutschen Steinmetze bürgerten die gothischen Formen, die ihnen allein nur geläufig waren, in der Moldau ein, und dieselben fanden gegenüber den nüchternen byzantinischen Umrahmungsgerisimsen derart Anklang, dass sie ungeändert acceptiert wurden. Dieses Vorgehen steht übrigens nicht ganz isoliert in der Kunstgeschichte. Wir führen als Beispiel nur die Kapelle des steierischen Schlosses Murau aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an, welche einen halbrunden Altarausbau, darin aber gothische Fenster besitzt, während das Innere Stucco-Decorationen aus der späteren Renaissance trägt. In diesem Falle wurde eben zur Ausführung des Baues der Steinmetz Hanns Tirolf aus Bibart (zwischen Nürnberg und Würzburg) berufen, aus einer Gegend, wo überhaupt die gleichzeitige Anwendung von gothischen und Renaissanceformen vielfach in Übung stand.

Die Behauptung, dass die moldauisch-byzantinischen Kirchen bezüglich ihrer Durchführung ihren Ursprung auf dem heiligen Athosberge besitzen, wird aber noch erhärtet durch die Wandmalereien, welche, wie oben bereits hervorgehoben, in vielen Fällen auf die Zeit der Erbauung der Kirchen zurückzuführen sind. Allerdings sind uns, wie über die Architekten, auch über die Künstler keine directen Daten überkommen, abgesehen von einzelnen inschriftlichen Hinweisen an den Fresken des griechisch-orientalischen ehemaligen Klosters Skit mare auf den heiligen



Athosberg. Ein schon früher erwähntes Tafelbild aus dem genannten Kloster trägt den Namen des Priestermönches Job als Erneuerer des Bildes (1698); es erscheinen ferner die Inschriften an einem in der Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer in Suczawa befindlichen Tafelbilde mit griechischen Lettern hergestellt, anstatt, wie sonst üblich, mit kirchenslavischen.

Nur wenige Sagen beschäftigen sich mit Frescomalern, so eine mit dem der Klosterkirche Suczawitz: erst nach langem Suchen konnte ein tüchtiger Künstler gefunden werden; inmitten der Arbeit, heißt es, und zwar gelegentlich der Herstellung der Außenmalerei, stürzte er vom Gerüste und blieb auf der Stelle todt. Hierin vermeint man die Erklärung zu finden, warum daselbst die äußere Bemalung nicht zu Ende geführt wurde*). Wenn man nun die Malerei an moldauisch-byzantinischen Kirchen, sowohl was den Inhalt der Darstellungen, als die Vertheilung, Detailbehandlung und technische Durchführung anbelangt, mit jener der Kirchen auf dem Berge Athos vergleicht, so findet man, fast bis ins kleinste Detail, eine völlige gegenseitige Übereinstimmung. Es unterrichtet uns nämlich über die Kirchenmalereien des Athos das bekannte »Handbuch der Malerei vom Berge Athos«**), das aus dem 16. Jahrhundert stammen dürfte und den Maler und Priestermönch Dionysios zum Verfasser hat. Diesem diente der Meister Manuel Panseleinos des 12. Jahrhunderts als leuchtendes, und, wie er bescheiden sagt, unerreichbares Vorbild. Nun passen die in dem Handbuche niedergelegten ikonographischen Beschreibungen vollständig und in jeder Beziehung auf die moldauisch-byzantinischen Kirchenmalereien, wie dies aus ihrem Vergleiche mit den einzelnen Darstellungen zur Evidenz hervorgeht. Wir heben diesbezüglich nur die Scenen und Gestalten des jüngsten Gerichtes, der Jacobsleiter, der Gastfreundschaft Abrahams beziehungsweise der griechischen Weisen etc. hervor. Es stimmt endlich auch die technische Ausführung völlig mit dem überein, was hierüber in detaillierter Weise im »Handbuche« enthalten ist. Es müssen demnach die Maler entweder ihre Ausbildung in der Kunstschule am Athos erhalten haben, oder aber es waren dies, was als wahrscheinlicher gelten kann, kunstgeübte Mönche aus den Athosklöstern, welche, unter Zuhilfenahme moldauischer Mönche und Arbeiter, die Durchführung der Wandmalereien besorgten, bei welcher Gelegenheit vielleicht einzelne moldauische Mönche sich in der Malerei allerdings so weit ausbilden mochten, dass es ihnen gelang, später hie und da selbständige kleinere Werke auszuführen.

Abweichende jüngere Formen und Holzkirchen.

Nachdem wir im Vorstehenden den moldauisch-byzantinischen Stil vom 14. bis ins 18. Jahrhundert eingehend kennen lernten, erübrigt uns nur noch, auf unsere Taf. Nr. 9 und 10 hinzuweisen, welche Beispiele von verschiedenen, zumeist jüngeren Kirchen aus Rumänien und den angrenzenden Theilen Süd-Russlands enthalten. Sie zeigen, dass in Rumänien die so schön und klar entwickelten Formen des alten moldauisch-byzantinischen Stiles leider fast völlig verschwunden und, in unmotivierter

*) Eine zweite Sage meldet bezüglich des Frescomalers der Kirche in Watra-Moldawitz, dass der Wojwode Peter Raresch denselben, damit er nicht anderswo eine schönere Malerei ausführen könne, habe köpfen lassen; die in einer Truhe verwahrte Leiche wurde in der Schatzkammer beigesetzt.

**) Aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtexte übersetzt, mit Anmerkungen von Didron d. Ä. und eigenen versehen, von Dr. Godeh. Schäfer, Trier, 1855.

Weise vorwiegend Renaissanceformen gewichen sind. Dass die russische Baukunst von jeher ihre eigenen Wege wandelte, das wurde bereits eingangs der vorliegenden Arbeit hervorgehoben. Mitunter brachte sie es zu recht ansprechenden Lösungen, wie dies beispielsweise die Sretenskaja-Kirche zu Odessa (Taf. Nr. 10, Fig. 147 und 148) beweist. Im Übrigen sind die russischen Gotteshäuser selbst kleinerer Dörfer relativ zumeist solid ausgeführt und bieten mit der fast nie fehlenden Kuppel, den etwa noch vorhandenen Nebenkuppeln oder Thürmen und dem kleinen Glockenthurme einen recht malerischen Anblick. Dass auch in Russland die Renaissance den einheimischen Stil vielfach verdrängte, zeigen die übrigen, als Beispiele gebrachten russischen Kirchen (Taf. Nr. 10, Fig. 150 bis 156). Der Einfluss des russischen Stiles machte sich übrigens auch in der Moldau geltend, wie dies die griechisch-orientalische Kirche in Horeca bei Czernowitz (Taf. Nr. 10, Fig. 146) beweist, die mit ihren drei, Naos, Altarraum und die über der Vorhalle befindliche Kapelle überdeckenden, geschweiften Laternenkuppeln und sonstigen Thürmchen äußerlich lebhaft an die Kirche des Theodosius-Klosters zu Kiew erinnert.

In der ehemaligen Moldau ist wohl der größte Theil der Dorfkirchen, namentlich in gebirgigen, rauhen Gegenden, aus Holz, und zwar im Blockbau, errichtet. Zumeist nur ganz klein, oft kaum über 10 bis 12^m lang, gleicht ihre Grundform im wesentlichen jener der steinernen Kirchen, nur sind die Ausbauten polygonal gestaltet; manchmal besitzen die Seitenapsiden die Rechtecksform oder fehlen wohl auch gänzlich. Die Vierung ist häufig mit einer ins Achteck übergehenden, ebenfalls im Blockbau construierten Kuppel überdeckt, die in vielen Fällen eine zierliche Laterne trägt.

In der Regel zeigen die Kirchen, selbst die einfachsten, große Correctheit in der Zimmermannsarbeit, einzelne erscheinen diesbezüglich geradezu als mustergiltig. Als vorzügliche Werkleute sind diesbezüglich die Huzulen, ein slavisches Gebirgsvolk, bekannt. Manche Gotteshäuser tragen reichere Schnitzarbeiten, zumeist Kerbschnittverzierungen, und zeichnen sich auch durch theilweise Verwendung kräftiger Farben aus; manche besitzen mehrere Laternenkuppeln.

Eines der ältesten Bauwerke ist diesbezüglich das angeblich vom Fürsten Dragosch im Jahre 1346 zu Wolowetz errichtete, durch Stephan den Großen im Jahre 1468 nach Putna übertragene, nun als Pfarrkirche dienende Gotteshaus, dessen Naos aus Eichenholz hergestellt ist, während der in jüngerer Zeit angefügte Pronaos aus weichem Material besteht. Die übrigen Holzkirchen überschreiten wohl kaum das Alter von 150 Jahren.

Die Überlassung von hölzernen Kirchen, und zwar geschenkweise oder gegen bloß geringe Entschädigung seitens einer Pfarrgemeinde gelegentlich des Baues einer neuen Kirche an eine ärmere Gemeinde kommt häufig vor, ja es sind Beispiele von mehrmaligen Übertragungen von Holzkirchen bekannt.

Auch die als Beispiele (Taf. Nr. 10, Fig. 157 und 158) gebrachten hölzernen Gotteshäuser befinden sich nicht mehr an ihrem ursprünglichen Orte. Die reichere Kirche wurde im Jahre 1774 vom Presbyter Nichifor Nichiforowicz in Zastavna errichtet, während die ganz einfach gehaltene griechisch-orientalische Holzkirche, — im Jahre 1874 in die Vorstadt Klokuczka übertragen —, vom Radautzer Bischofe Dosithei Cherescul im Jahre 1774 in Czernowitz erbaut wurde; in dieser Kirche fand 1777 die Huldigung der Bukowina vor dem kaiserlichen Abgeordneten Feldwachtmeister Gabriel Freih. v. Splény statt.